

zum Thema. Sinnvoll wäre es gewesen, wenn der Herausgeber der Fachwelt eine Antwort auf die Frage gegeben hätte, welchen Wert die älteste normative Rechtsquelle der Medizinischen Fakultät der spätmittelalterlichen Universität Rostock für die Geschichte der europäischen Universitäten des ausgehenden Mittelalters und der Frühen Neuzeit hat.

Susi-Hilde Michael

Neuzeit · Neueste Zeit

ULRICH SCHLIE: *Das Duell. Der Kampf zwischen Preußen und Habsburg um Deutschland*. Propyläen Verlag, Berlin 2013, 432 S.

Ohne dem Altmeister kritiklos das Wort reden zu wollen – aber ein wenig Ranke („Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott ...“) hätte der Darstellung des preußisch-österreichischen Dualismus von *Ulrich Schlie* nicht geschadet. Auch wenn der Autor am Ende eine „für immer gültige Bilanz“ als „dem Wesen der Geschichte, der Natur ihrer grundsätzlichen Offenheit“ (S. 384) widersprechend bezeichnet und folglich explizit nicht ziehen mag – die Darstellung insgesamt macht genau das: Sie verweigert sich über weite Strecken der „grundsätzlichen Offenheit“ des Historischen. Nachgezeichnet werden Wege, die über dynastisch bedingte Konstrukte, Spaltungen, Vorherrschaftsbestrebungen, den Nationalstaat – ohnehin viel zu spät, vorbelastet und fälschlich identifiziert mit der Nation (S. 27) –, weitere offensichtliche Abirrungen und – unbestreitbare – Abgründe endlich, quasi naturgesetzlich zum Ziel führen: dem Aufgehen in einer (gesamt)europäischen Einheit. Darauf scheint auch alles hinzulaufen, was den preußisch-habsburgischen bzw. deutsch-österreichischen Dualismus von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis zum Ende des Kalten Krieges ausmacht. „Der Strom der Geschichte lässt sich nicht aufhalten ...“ (S. 23). Schlie scheut sich nicht, von

der heute vollzogenen „Wiedervereinigung Europas“ (S. 17, 385) zu sprechen.

Eine derartige Folie bietet genau *eine* Erklärungsvariante für die Austragung der Gegensätze und das Zusammenwirken der beiden mitteleuropäischen Mächte im Rahmen der Geschichte des Kontinents der letzten 300 Jahre. Aber verstellt nicht gerade eine solche hart vorgegebene Interpretationslinie den Blick auf den Facettenreichtum vergangenen Geschehens, die ausgeschöpften und eben unausgeschöpften historischen Möglichkeiten, vor allem eben jene „grundsätzliche Offenheit“ der Zukunft zu jedem Zeitpunkt oder gar potenzielle Revidierbarkeit von einmal getroffenen Entscheidungen? Entsprechende Andeutungen bezüglich anderer Varianten als der schließlich vollzogenen sind in vorliegendem Band selten (z. B.: „Dabei wäre bei einer größeren staatsmännischen Begabung 1848 zumindest eine moderate Lösung der deutschen Frage möglich gewesen“, S. 152). Zu stark ist stets das hier zumindest indirekt immer unterstellte „Ende der Geschichte“ im Blick – man ist sogar geneigt hinzuzufügen: das heute auf Umwegen erreichte „gute Ende“.

Natürlich ist es unmöglich, die im Titel umrissene Gesamthematik in einem sich als Essay (S. 384) verstehenden Werk in einem Band zu erschließen. Schlie wählt daher einen personen- bzw. „herrscher“zentrierten Ansatz, indem er exemplarisch vier „Gegensatzpaare“ auswählt, die jeweils eine Epoche repräsentieren. Sicher ist nicht für jedes Paar der Begriff „Duellanten“ zur Charakterisierung in erster Linie geeignet, aber jede Persönlichkeit verkörpert das jeweilige Geschehen einerseits und nahm andererseits zugleich maßgeblichen Einfluss auf dieses. Beginnend mit dem Biografischen, angereichert mit farbigen Details, die nicht zuletzt die gute Lesbarkeit ausmachen, zieht Schlie in den jeweiligen Kapiteln dann immer größere Kreise. Fast unmerklich erfolgt der Übergang zur politischen Geschichte: Identitätssuche,

Kämpfe mit- und gegeneinander, die Eroberung sowie das Abstecken von Machtbereichen, großdeutsche gegen kleindeutsche Bestrebungen bis hin zu Einnahmeversuchen. Die grundsätzlichen Felder der Beziehung der beiden im Fokus stehenden Gebilde werden gut nachvollziehbar berührt und erläutert. Sicher hätte man den einen oder anderen Aspekt noch einfügen oder stärker beleuchten können (etwa die Frage, was das „Preußische“ ausmacht), aber solche Hinweise sind in Anbetracht des großen Themas müßig.

„Duelliert“ hat sich das erste hier vorgestellte Paar wohl noch am ehesten – mittels der Armeen. König Friedrich II. behauptete und festigte gegen die als Kaiserin fungierende Habsburgerin Maria Theresia im engeren, gegen eine Reihe anderer europäischer Mächte im weiteren Sinne die Stellung Preußens. Grundzüge und -probleme des Alten Reiches und der europäischen Mächtekonstellationen werden in diesem Abschnitt gut ausgeleuchtet. Das daran anschließende Kapitel nimmt Metternich und Bismarck zum Ausgangspunkt. Agiert haben sie zwar zeitversetzt, als Bismarck die politische Bühne betrat, schickte sich der österreichische Staatskanzler gerade an, diese – nicht ganz freiwillig – zu verlassen. Dennoch hat der vergleichende Blick auf diese beiden Staatsmänner (dem Autor zufolge „konservativ, ja fast schon reaktionär“, wenn auch „Pragmatiker“, S. 119) einiges für sich: Metternich, der auf die sich bald überlebende Heilige Allianz gesetzt hatte, den Staat unter der Krone Habsburgs sowie die Verhältnisse im Deutschen Bund – insbesondere mit und gegenüber Preußen – zu stabilisieren gedachte, letztlich erfolglos – und Bismarck, der in puncto Reichseinigung maßgeblich die kleindeutsche Lösung durchsetzte. Schlie vergisst nicht, immer wieder darauf hinzuweisen, dass jeder Schritt nur ein Übergangsstadium mit absehbarem Ende darstellte. Bismarcks „staatlichem Geschöpf konnte keine Dauer beschieden sein“ (S. 181). Entsprechend anachronistisch war das dritte

„Duellanten-Paar“ dann offenbar bereits zur Zeit seiner Existenz: der österreichische Kaiser Franz Joseph I. und der deutsche Kaiser Wilhelm II. Besonders bei Letzterem gibt sich Schlie klischeeelastig – wenn auch großmütig, der Lauf der Geschichte steuert ja in diesem Buch ohnehin über Klippen auf ein Ziel zu: „Es wäre indes unangemessen, für alles die Schuld bei Kaiser Wilhelm suchen zu wollen. Das Kaiserreich von 1871 war nicht Wilhelms Schöpfung. Denn als er sich anschickte, den Thron zu besteigen, war vieles bereits auf schiefer Bahn“ (S. 214). Schließlich werden die Kanzler Schuschnigg und Hitler einander gegenübergestellt – die am wenigsten ausgewogene Paarung, nur sehr bedingt als „Erben“ der Vorgänger auf habsburgisch-österreichischer bzw. preußisch-deutscher Seite zu bezeichnen. Machtpolitisch hatte Schuschnigg seinem – zumindest gebürtigen – Landsmann Hitler nichts entgegenzustellen, als dieser ihn de facto absetzte, Österreich der nationalsozialistischen Diktion folgend „heimholte“ und die beiden Staaten kurzzeitig und unter mehr als tragischen Vorzeichen wieder zusammenführte. Das Schlusskapitel führt dann, beginnend mit der formellen Auflösung Preußens im Februar 1947 und seiner Archivierung als nun ausschließlich historisch zu betrachtendes Phänomen über uneinsichtige österreichische Kaiserverwandte und -nachkommen, die lange partout nicht von ihren faktisch ohnehin nicht durchsetzbaren Ansprüchen lassen wollten, schließlich zu Otto von Habsburg, Mustereuropäer und damit Galionsfigur. Der Weg des sich nunmehr vereinigenden Kontinents scheint unumkehrbar. Dies dient nun auch einer – dem Autor zufolge – besser möglichen Sicht auf die Vergangenheit: „Preußens und Habsburgs jeweilige Geschichte wird damit von einer zu einseitigen Betrachtungsweise befreit und gewissermaßen europäisiert“ (S. 382).

Insgesamt: Eigentlich ein souverän den Stoff bündelndes, stark an ausgewählten

Personen orientiertes, schön geschriebenes Buch über die Auseinandersetzung „Preußens“ und „Habsburgs“ – über das Ende der Monarchien hinaus bis zu den Ausläufern in die Gegenwart, über Deutschland und Österreich, die Austragung von Gegensätzen sowie die Suche nach Gemeinsamkeiten und die Frage der Zusammengehörigkeit. Großes Manko ist die auf dem ganzen Werk lastende teleologische Penetranz.

Erik Lommatzsch

KEES VAN DIJK: *Pacific Strife. The Great Powers and their Political and Economic Rivalries in Asia and the Western Pacific, 1870–1914* (= IIAS Publications, Global Asia, Vol. 5). Amsterdam University Press, Amsterdam 2015, 523 S.

Die geografische Bandbreite des vorliegenden Bandes ist beeindruckend: Von Zentral-, Südost- und Ostasien spannt der Autor einen weiten Untersuchungsbogen, der sich über die Philippinen hinaus in die pazifische Inselwelt bis nach Hawaii erstreckt. Dabei wird er im Grunde von einem zentralen Thema geleitet, das sich durch alle 23 Kapitel zieht: die koloniale Durchdringung und Beherrschung der asiatisch-pazifischen Welt in dem halben Jahrhundert vor dem Ersten Weltkrieg durch die westlichen Großmächte sowie die daraus resultierenden Rivalitäten und Konflikte, die auf die bestehenden Spannungen in der alten Welt zurückwirkten und sie unheilvoll aufluden.

Kees van Dijk, emeritierter Professor aus Leiden für den modernen Islam in Indonesien und somit im Bereich des Westpazifiks einschlägig ausgewiesen, hat mit seinem Alterswerk die Hochphase des Imperialismus in den Blick genommen, in dem er die Wechselwirkungen, Interdependenzen und Konflikte in einem hoch komplexen, vielschichtigen Interaktionsraum thematisiert, der lange Zeit als „überseeische Peripherie“ und damit

quasi als apolitisches Gegenstück des europäischen Geschehens galt. Es handelt sich im Großen und Ganzen um jenen heterogenen geografisch-politischen Großraum, der im amerikanischen politischen Sprachgebrauch treffend als *Pacific Rim* bezeichnet wird und im Laufe des 19. Jahrhunderts zu internationaler Bedeutung aufstieg, ein Großraum, der neben der pazifischen Inselwelt vor allem die Anrainerstaaten des Pazifischen Ozeans wie die dort agierenden Großmächte umfasst. Die intensive Beschäftigung mit dem Thema erwuchs, wie der Autor im Vorwort verrät, aus seiner Studie über Niederländisch-Indien und den Ersten Weltkrieg,¹ die ihm die Zerbrechlichkeit wie Krisenanfälligkeit der Machtverhältnisse im Pazifischen Ozean im späten 19. Jahrhundert vor Augen geführt hat.

In der Anlage ist *Pacific Strife* durchaus konventionell. Dijk legt eine „klassische“ Studie zur Expansion der Großmächte im imperialistischen Zeitalter vor, deren Ereignisstrang weitgehend der Chronologie verpflichtet ist. Insofern sieht er sich auch mit dem akademischen *mainstream* in Einklang, dass der Startschuss für das vermehrte westliche Interesse an Asien – insbesondere an Ostasien und am Westpazifik – mit der Öffnung des Suezkanals 1869 abgefeuert wurde. Dies führte in Verbindung mit den neuen Dampfschiffen, die dem Zeitalter der Segelschiffe ein Ende bereiteten, und der zunehmenden Besetzung maritimer Kohlen- und Flottenstationen zu intensivem Wettbewerb in der Kolonialexpansion der Mächte um die besten Ausgangspositionen und zu zwangsläufigen Kontroversen untereinander, sobald sich Interessen überlagerten oder diese in Widerstreit gerieten. Die deutsche Reichseinigung von 1870/71 stellt für ihn den zweiten zentralen Aspekt dar, der auf lange Sicht die Machtverhältnisse in Asien wie im Pazifik verändert hat. Vielleicht gewichtet Dijk in der Folge – der Einwand sei an dieser Stelle gestattet – das deutsche Engagement in Übersee etwas zu stark, da es den Anschein hat, als sei das

Deutsche Reich die Ursache der meisten dort auftretenden Konflikte. Warum er in diesem Kontext aber nicht gleichzeitig die Meiji-Restauration von 1868 nennt, als die Geburtsstunde einer künftigen in Asien wie im Pazifik mitbestimmenden autochthonen Großmacht Japan, ist freilich nicht ganz einsichtig.

Das Auftreten neuer Wettbewerber in Asien wie im Pazifik – Deutschland, die USA und Japan – schärft die Konfliktlage und führt zu Verwerfungen, da die „eingesessenen“ europäischen Mächte in jenen Breiten – England, Frankreich und Russland (in Ostasien) – den *Newcomern* das Feld nicht widerstandslos zu überlassen gedenken. (Die drei vormodernen Kolonialmächte Portugal, Spanien und die Niederlande, deren asiatisch-pazifische Besitzungen durchaus begehrt sind, im 19. Jahrhundert jedoch kaum mehr eigene Akzente zu setzen vermögen, bleiben in der Betrachtung so gut wie ausgespart.) In der Folge entwickelt sich ein auf Gleichgewichts- wie Prestigekalkül fußendes strategisches Spiel von Zentralasien über die ostasiatische Hemisphäre bis in die pazifische Inselwelt, das auch Europa und die dortige Mächteordnung beeinflusst.

Die ersten drei Kapitel bilden gleichsam die Basis und Einleitung für die nachfolgenden *case studies*, die sich entweder auf eine konkrete Region oder auf die handelnden Akteure richten. Dijks Studie setzt mit dem pazifischen Theater ein und führt den Beginn konfliktträchtiger Szenarios anhand von Fiji, Samoa und Neu-Guinea vor, wobei Preußen-Deutschlands Interessen und seinem kolonialen Agieren im Westpazifik gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wird (Kap. 4–7 und 9). Nach einer konzisen Vorstellung der kommenden ökonomischen Weltmächte („economic world powers“) Deutschland und USA in Kap. 10, das u. a. auf künftige amerikanisch-japanische Spannungen verweist, konzentriert sich der Autor auf die asiatische Staatenwelt, wo der englisch-russische Gegensatz in Persien und Afghanistan (Kap. 8) sowie der englisch-französische Gegensatz

in Südostasien (Kap. 11, 12 und 14) für lange Zeit bestimmend waren.

Gerade der ostasiatische Bereich, in dem sich Japan in zwei kurzen Kriegen zwischen 1894/95 und 1904/05 eine dominierende politisch-militärische Stellung erkämpft, die es schließlich in den Kreis der etablierten Großmächte treibt (Kap. 13 und 21), gerät in diesem Jahrzehnt zu einem Brennpunkt des Weltinteresses. Deutschlands Startschuss zur Kolonisierung Chinas 1897/98 leitet den *Scramble for China* ein, an dem sich Deutschland nach der Festsetzung in der Kiautschou-Bucht jedoch kaum mehr beteiligt (Kap. 15–17).

Ähnliches gilt für den pazifischen *Newcomer* USA, der sich Ende des 19. Jahrhunderts im Pazifik Richtung Hawaii ausdehnt (Kap. 18) und zur Kolonialmacht eigener Prägung aufsteigt (Philippinen, Samoa) (Kap. 19 und 20), allerdings auf Kosten wachsender Spannungen mit Japan seit der Annexion von Hawaii im Jahr 1897. In den letzten beiden Kapiteln geht der Autor auf die Suche nach den vermeintlich sicheren Grenzen für die führende See- und Handelsmacht England (Kap. 22) bzw. verweist auf künftige konfliktträchtige Szenarios im Pazifik und in Ostasien zwischen den jeweils überragenden Akteuren USA und Japan sowie Japan und Russland (Kap. 23).

Das Deutsche Reich, das seine Großmachtstellung in Europa bis 1870 erkämpft hat, drang gleichsam als Nachzügler in den asiatisch-pazifischen Wettbewerb ein. Es „eckte“ an, sicherte sich aber seinen „Platz an der Sonne“ im Pazifik wie in China z. T. hemdsärmelig und nicht unbedingt in Abstimmung mit den rivalisierenden Mächten.

Im Epilog zieht van Dijk Bilanz und gewährt einen knappen, aber fruchtbaren Ausblick auf die asiatisch-pazifischen Entwicklungen bis in die heutige Zeit. Daraus wird deutlich – was oft übersehen wird –, dass

1 Kees van Dijk, *The Netherlands Indies and the Great War, 1914–1918*, Leiden 2007.

nicht nur einige Inselgruppen in einer Art kolonialer Abhängigkeit verblieben sind, sondern auch die noch existierenden Territorialkonflikte in jener Weltregion ihre Wurzeln in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg haben.

Zu bedauern ist, dass ein Werk wie diesem keine Übersichtskarten beigegeben sind. Auch ein Register wäre sicher von Vorteil gewesen, um die Akteure und Handlungsorte gezielt nachschlagen zu können. Dagegen erweist sich die Liste der erwähnten binationalen Verträge, Abkommen und Erklärungen, die zwar ein wesentliches, oftmals freilich wenig effizientes Mittel der zeitgenössischen Konfliktbegrenzung darstellten, als sehr hilfreich.

Van Dijk hat eine mit großer Sachkenntnis geschriebene, gut lesbare Darstellung geliefert, die die großen Themen im Untersuchungszeitraum souverän behandelt. Auch wenn das Werk im Grunde kaum neue Einsichten vermittelt, so bietet es sich doch durch die dichtgedrängte und umfassende Vermittlung als eine vorzügliche Einstiegs- und Orientierungshilfe an. Allerdings hätte dem Werk eine theoretische Vertiefung gut getan, die die verschiedenen komplexen Handlungs- und Ereignisstränge im Zeitalter des Imperialismus verknüpft und auf gemeinsame Grundzüge verweist.

Rolf-Harald Wippich

UDO WENGST: *Theodor Eschenburg. Biographie einer politischen Leitfigur 1904–1999*. De Gruyter Oldenbourg Verlag, Berlin u. a. 2015, 279 S.

Theodor Eschenburg gilt bis heute als einer der „Väter“ der modernen Politologie in der Bundesrepublik, bei dem zahlreiche namhafte Gelehrte und Journalisten studiert haben. Rainer Eisfeld und andere stellen in ihren Forschungen seit 2011 aber nicht nur die demokratische Gesinnung des jungen Eschenburg in der Weimarer Republik infrage; nachgewiesen wurde auch die Beteiligung

an mehreren „Arisierungsmaßnahmen“ in den 1930er-Jahren, während seine kurzzeitige SS-Mitgliedschaft bereits bekannt war. Nach und nach kommen immer weitere Details insbesondere zu den „Arisierungen“ ans Licht, die Forschung scheint hier noch lange nicht beendet zu sein. Erste Konsequenzen wurden jedoch gezogen, indem die „Deutsche Vereinigung für Politikwissenschaft“, die seit 2003 den Theodor-Eschenburg-Preis vergab, diesen komplett abschaffte. Der Austritt zahlreicher prominenter Politologen aus dem Verband verdeutlicht, wie tief gespalten die Politikwissenschaft in der Bewertung einer ihrer Gründerväter ist.

Der Zeithistoriker *Udo Wengst* hat nun eine bewusst „schlanke Biographie“ vorgelegt, die zwischen Kritik und Apologie vermitteln und den „ganzen“ Eschenburg in den Blick nehmen möchte. Leider macht jedoch schon die Einleitung ein wenig stutzig. Nachdem Wengst kurz auf die Kontroverse der letzten Jahre eingegangen ist, erklärt er nun, dass eine Biografie nicht der Ort sei, diese weiterzuführen. Wichtiger sei die Schilderung von Eschenburgs Leben, um damit zum Verständnis seines Denkens und Handelns beizutragen. Warum dies im Widerspruch dazu stehen mag, aktuellste Forschungen aufzugreifen und vor allem weiterzuführen, erschließt sich jedoch nicht. Geradezu unglücklich ist weiterhin die Behauptung, dass allenfalls tiefere Einsichten in Eschenburgs Biografie als die hier vorgelegten möglich seien, aber keine Korrektur. Mag Wengst dies auch nur auf die quellenmäßig gut erschlossene Zeit nach 1945 beziehen, so stellt die Aussage doch den unnötigen Versuch dar, der eigenen Arbeit die Gloriole des Endgültigen zu verleihen. Daran muss sich die Studie messen lassen: Wird sie diesem selbst gewählten Anspruch gerecht?

Das Buch informiert auf ca. 260 Seiten recht zuverlässig über Eschenburgs Lebensweg: Aufgewachsen in großbürgerlich-hanseatischen Verhältnissen, Studium in Tübingen

gen und Berlin, dort historische Promotion, Bekanntschaft mit Gustav Stresemann und erste politische Gehversuche in der DVP, anschließend in der Deutschen Staatspartei. Zwischen 1933 und 1945 hatte er verschiedene Positionen bei Wirtschaftsverbänden inne, die ihm ein außerordentliches Einkommen gewährten. Nach Kriegsende folgte schnell eine Tätigkeit im Innenministerium Württemberg-Hohenzollerns, gleichzeitig hielt Eschenburg erste zeithistorische Vorlesungen in Tübingen, wo er ab 1952 einen Lehrstuhl für Politikwissenschaft besetzte. So einfach und übersichtlich dieser Lebensweg klingt, so erklärungsbedürftig sind doch die vielfältigen Brüche und Wandlungen: Wie wurde etwa aus dem Erstsemester, der sich dem völkischen „Hochschulring Deutscher Art“ in Tübingen angeschlossen hatte, der spätere Anhänger Stresemanns? Wie kam es, dass ein Mittvierziger, der sein Berufsleben in Wirtschaftsverbänden verbracht hatte, nach 1945 fast aus dem Stand Flüchtlingskommissar und politischer Beamter wurde? Was sprach dafür, diesen Politiker und Wirtschaftsfachmann schon kurz nach dem Krieg Vorlesungen über die Weimarer Republik halten zu lassen, ihm schließlich sogar einen Lehrstuhl für Politik einzurichten – gegen die Konkurrenz von Bergsträsser und Erdmann, die im Gegensatz zu ihm stets wissenschaftlich gearbeitet hatten und habilitiert waren? Diese Zusammenhänge werden nicht immer zweifelsfrei aufgeklärt, oft „passieren“ sie einfach im Laufe der „Erzählung“. So gewinnt man zwangsläufig den Eindruck, dass Eschenburg sein ganzes Leben hindurch ein exzellenter Netzwerker war, der nicht nur aufgrund glücklicher Fügungen oder eigenen Könnens stets zur rechten Zeit am rechten Ort war, sondern vor allem die richtigen Männer kannte.

Auf der Grundlage von Eschenburgs Selbstaussagen wird er in der NS-Zeit als ein von Angst Getriebener geschildert, der eher widerwillig in die Mühlen des NS-Staates geraten sei. Jüngste Forschungen, die hier

teilweise nicht mehr berücksichtigt werden konnten, legen aber das Gegenteil nahe: Die Teilnahme an den „Arisierungen“ gehörte nicht nur zwangsläufig zu seinen Aufgaben, denen er nicht entinnen konnte. Gelegentlich wurde er auch selbst aktiv, ohne dass ihm (bis jetzt) antisemitische Motive nachgewiesen werden könnten; vielmehr erscheint der Eschenburg der 1930er-Jahre als kalter Technokrat. Im Gegensatz dazu legt Wengst bei der Beurteilung jedoch größeren Wert auf die Betrachtung seines persönlichen Umfelds, auf seine Freundschaft mit deutschen Juden, die seine innere Distanz zum Regime darlegen soll. Gewiss wird man den später so geschätzten Politikwissenschaftler nicht als Nazi reinsten Wassers bezeichnen können; das hat aber auch niemand getan. Umso befremdlicher wirkt es daher, wenn auf der Grundlage einer Brockhaus-Definition von 1988 seine Haltung als „innere Emigration“ gekennzeichnet wird. Was das tatsächlich bedeutet hat, wird hier nicht geklärt, so wie Eschenburg grundsätzlich außerhalb seiner Zeit zu stehen scheint und leider nicht immer konsequent historisch kontextualisiert wird. Für die aktuelle Debatte wäre es beispielsweise nötig gewesen, seinen Aufstieg zum Ordinarius intensiv in die Entstehung der Politikwissenschaft nach 1945 einzubetten. Vorlesungs- und Buchtitel Eschenburgs werden zwar genannt, aber selten im Fach- oder Zeitzusammenhang analysiert. Wo Erklärungen nötig und möglich sind, dominiert leider zu oft die (Nach-)Erzählung des biografischen Mikrokosmos. Dies trifft auch auf die Hauptabsicht des Autors zu, die Grundlagen von Eschenburgs Handeln und Denken zu erhellen. So bleibt zum Beispiel die ideengeschichtliche Genese seines elitär-autoritären Staatskonservatismus und Institutionendenkens eher im Dunkeln, da der alleinige Verweis auf Alfred Webers Theorie der Führerdemokratie kaum überzeugt. Die gelehrten Konturen des Politologen Eschenburg erscheinen daher recht formlos, und

auf die grundlegende Frage, *warum* er nach 1945 so erfolgreich war, erhält man allenfalls Hinweise. Das mag damit zusammenhängen, dass Eschenburg sich selbst, obwohl es ihm an Selbstbewusstsein wahrlich nicht mangelte, eben nicht für einen großen Gelehrten, sondern „nur“ für einen „gebildeten Praktiker“ hielt. Die „Biographie einer politischen Leitfigur“ sollte jedoch erklären können, *wie* jemand zur Leitfigur wird.

Das Grundproblem des Bandes scheint schließlich doch die Haltung zur Debatte der letzten Jahre zu sein. Zwar will der Autor diese nicht weiterführen, sieht sich aber ständig dazu genötigt, in Verteidigungshaltung zu gehen und seinen „Helden“ vor zu heftiger Kritik in Schutz zu nehmen. Eine unkritische Apologie hat Wengst freilich nicht vorgelegt. Eine „fertige“ Lebens- und Leistungsbeschreibung konnte aber wohl auch nicht gelingen, allenfalls ein Aufriss dessen, wo die Probleme einer Eschenburg-Biografie tatsächlich liegen.

Thomas Gerhards

HEINI BORNSTEIN: *Von Basel bis zum Kibbutz Lehavot Habaschan. Der Lebensweg eines sozialistischen Zionisten*. Hrsg. v. HEIKO HAUMANN. Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2015, 299 S.

Heini Bornstein lässt das Nichtstun einfach nicht gelten. Das macht sich in jedem Satz seiner Biografie bemerkbar. In dem von *Heiko Haumann* herausgegebenen Band liegt nun die Aufzeichnung eines von enormer Aktivität geprägten zionistischen Lebenswerks vor. Zugleich erzählt es die Geschichte der jüdischen Jugendbewegung Haschomer Hazair, von waghalsigen Hilfs- und Rettungsaktionen für bedrohte europäische Juden, vom Aufbau der Kibbuzim im britischen Mandatsgebiet und der Vorgeschichte des Staates Israel. In jedem dieser Fälle stand Bornstein direkt am Wegesrand. Was heißt, am Weges-

rand: Meistens war Bornstein in die historischen Vorgänge maßgeblich eingebunden, und all diese Themen finden sich in seiner Biografie vereint. Dem Titel folgt auch die Chronologie seiner Aufzeichnungen, von Basel bis zum Kibbutz Lehavot Habaschan. In 28 Kapiteln legt Bornstein seine Memoiren dar.

Während er sich in seinem Buch „Insel Schweiz“ (Zürich 2000) auf die Jahre 1939 bis 1946 konzentrierte, berichtet er im vorliegenden Band über seine Kinder- und Jugendjahre, seine Ehe – sein ganzes Leben, das er mit ungebrochener Leidenschaft für die Verwirklichung seines Ideals hingegeben hat: Bornstein war, nachdem er 1920 in Basel in einer zionistischen, fortschrittlichen Familie auf die Welt gekommen war, schon früh Mitglied der zionistischen Jugendbewegung „Haschomer Hazair“ („Der junge Wächter“, 1913, Galizien) geworden. Und noch bevor er 20 Jahre alt war, errichteten und unterhielten er und einige Gleichgesinnte ein Verbindungsnetz von zionistisch-sozialistischen Jugendbewegungen mit dem Ziel der Rettung verfolgter Juden und der Unterstützung ihrer Einwanderung nach Palästina, der Alija.

„Unser Ziel war es, die Wege des sozialistischen Zionismus als Grundlage einer neuen jüdischen, gerechten Gesellschaftsordnung zu bahnen“, so Bornstein. Dabei war das wichtigste erzieherische Postulat des Haschomer die „Selbstverwirklichung des zionistischen Ideals durch die Alija“. Der vorliegende Band handelt darum nicht nur vom historischen Experiment der „Eroberung des Bodens“, also der landwirtschaftlichen Ansiedlung in Kibbuzim in Palästina, sondern auch von Israel als „persönlichem Anspruch“. Denn die landwirtschaftliche Besiedlung folgte dem Diktum Aharon David Gordons „Erlösung durch Arbeit“ (Berlin 1929), sodass die ersten Jugendlichen, die die Kibbuzim aufbauten, nach Bornstein sowohl ein „Wert an sich“ als auch ein „Instrument zur Verwirklichung des Zionismus“ waren. Auch Bornstein hat sein ganzes Leben der Verwirklichung des Zio-

nismus gewidmet, mit Leidenschaft und in bewusster Entscheidung. Dieser Entschluss beinhaltete auch die Absage an eine Liebesbeziehung mit einer adretten Bürgerlichen, die sich nach der letzten Mode kleidete und Seidenstrümpfe trug und die nicht von einem entbehrungsreichen Leben im Zelt, das irgendwo in der Wüste im Gelobten Land stehen würde, träumte. Mithilfe solcher charmanter Seitenblicke findet Bornstein einen sehr angenehmen Schreibstil, sodass die teilweise extreme Dichte von Namen, Jahreszahlen, Daten und Fakten nicht ermüdet. „Ich suchte nicht nur die ideologische Identität. Nicht weniger wichtig war mein Wille, in einer ‚anderen‘ Gesellschaft zu leben, in der ich in meinem persönlichen Alltag meine gesellschaftlichen Vorstellungen verwirklichen konnte. Dies alles fand ich im Ideal des Kibbuz.“ Im Alter von 27 Jahren wanderte Bornstein nach Israel aus und lebte seither im Kibbuz, denn dort sah er die Realisierung seiner Weltanschauung.

Nachdem im Anschluss an den 21. Zionistenkongress in Genf im August 1939 alle zionistischen Emissäre Europa verlassen hatten, drohte mit Ausbruch des Krieges der Kontakt zwischen Europa und Palästina abzubrechen. Durch das Engagement einiger jüdischer Instanzen in der Schweiz konnte eine Verbindung mit den Führern der jüdischen Gemeinden in den von den Nationalsozialisten besetzten Ländern aufrechterhalten werden, sodass die Schweiz letztlich ein Zentrum für die Organisation umfassender Hilfsaktionen wurde. In Genf wirkten beispielsweise die „Weltzentrale des Hechaluz“, die „Jewish Agency“, der „Jewish World Congress“ und ab 1938 auch das Palästina-Amt, das die für die Einwanderung benötigten Zertifikate ausstellte.

Als Medium zwischen dem Haschomer, den übrigen in Genf ansässigen Instanzen und den politisch aktiven Juden in ganz Europa spielte Bornstein eine zentrale Rolle, er unterhielt zahlreiche Kontakte in ganz

Europa, über Polen, Ungarn, Jugoslawien, die Türkei bis hin in den Nahen Osten, nach Erez Israel, alles über die Adresse und den Telefonapparat seiner Eltern. Ein riesiger Freundes- und Bekanntenkreis, der Juden im Widerstand, aber auch vom anderen Ende des politischen Spektrums umfasste, ermöglichte Bornstein, Bedeutendes zu leisten, mit bescheidensten Mitteln.

„Wir waren ja Zeitzeugen der tödlichen Situation, in der sich die jüdischen Gemeinden in Europa befanden“, schreibt Bornstein. Mit freundlichen Beziehungen und Fremdsprachenkenntnissen in Französisch, Hebräisch und Englisch beschaffte er darum Visa, falsche Pässe und Lebensmittel. Ferner organisierte er die Unterbringung und zionistische Erziehung von Flüchtlingen und forcierte und unterstützte alle Anstrengungen zum Gelingen der Alija von Tausenden europäischen Juden. Seit 1942 fand Bornstein seine neue quasi vollamtliche Aufgabe in zahlreichen Hilfs- und Rettungsaktionen für die von der Verfolgung bedrohte europäische Judenheit. All das erwähnt Bornstein nebenbei, ganz unpräntiös. Sprachkenntnisse, Vorträge und Publikationen, verantwortungsvolle Ämter, internationale Erfolge, prestigeträchtige Einladungen – das sind für Bornstein Werkzeuge, keine Schmuckstücke, und das macht ihn ungeheuer sympathisch.

Die Publikation ist zugleich eine fesselnd zu lesende Geschichte eines Lebens, aber auch beredtes Nachschlagewerk zu personellen Beziehungen inner- und außerhalb der offiziellen jüdischen Institutionen, zur detaillierten Geschichte der Linken vor und nach der Staatsgründung und zum widerständigen Wirken einiger Zionisten im Untergrund. Auch Interna zur israelischen Politik und zur Jugendbewegung selbst finden sich, doch sind diese diplomatisch und zurückhaltend gesät. Letztlich gewährt das Dokument kostbare Einblicke in die konkrete praktische Arbeit der sozialistisch-zionistischen Bewegung, insbesondere in die der Jugendorga-

nisation Haschomer Hazair sowie der Parteien Mapam und Merez. Zudem beschreibt Bornstein die Hoffnungen des Haschomer im Zusammenhang mit der Russischen Revolution 1917 und seine persönliche Vision vom Kibbuz als einem Weg zu einer neuen Gesellschaft – sowie die Einordnung dieser Vision und ihrer Tragfähigkeit im Rückblick auf sein engagiertes Leben. Haumann bezeichnet das Buch als erstrangige Quelle für alle diese Themen. Dieser Einschätzung ist vollumfänglich zuzustimmen, und diese Veröffentlichung wird auch der zukünftigen Forschung von großem Nutzen sein.

Es liegt eine überreich mit Informationen genährte Lebensgeschichte vor, die man nach der Lektüre beeindruckt und bewegt zur Seite legt. Und wenn die Geschichte „ein Haufen“ ist (Thomas Heise), dann greift Bornstein zielsicher hinein und legt seine Fundstücke so aneinander, dass man eine konzise Entwicklungsgeschichte über die zionistische Aufbauarbeit Jahre vor der Staatsgründung Israels aus erster Hand erhält. Ein Werk, das dem Anspruch an eine anregende, aufschlussreiche und erquickliche Lektüre mehr als gerecht wird. Bornstein zuzuhören ist überaus informativ und zugleich ein Vergnügen.

Kristin Vardi

WINFRIED NERDINGER in Verbindung mit HANS GÜNTER HOCKERTS, MARITA KRAUSS, PETER LONGERICH sowie MIRJANA GRDANJSKI und MARKUS EISEN: *München und der Nationalsozialismus. Katalog des NS-Dokumentationszentrums München*. C. H. Beck Verlag, München 2015, 624 S.

Das nach jahrzehntelanger Abstinenz der einstigen „Hauptstadt der Bewegung“ und etlichen Turbulenzen in der Gründungsphase im Frühjahr 2015 endlich eröffnete Münchner NS-Dokumentationszentrum befindet sich am spektakulären historischen

Ort: Hier stand das „Braune Haus“ als frühes Zentrum der NSDAP, unmittelbar daneben sind die Sockel der 1947 gesprengten Ehrentempel für die Toten des Hitlerputsches am 9. November 1923, die monumentale Repräsentationsarchitektur des 1933 von Paul Ludwig Troost errichteten „Führerbaus“ und des „Verwaltungsbaus der NSDAP“ unweit des zum Forum nationalsozialistischer Rituale umgestalteten Königsplatzes zu sehen. Es ist der „historische Ort“ des Führerkults und der zur Massenbewegung aufgestiegenen NSDAP, an dem das neue Haus in schlichter Eleganz die Ausstellung beherbergt und als Auditorium dient. *Winfried Nerdinger*, Gründungsdirektor und spiritus rector der endlich geglückten Anstrengung, der Erinnerung an den Nationalsozialismus an seiner Keimzelle in München ein angemessenes Forum zu schaffen, beschreibt sein Haus in gebotener Zurückhaltung. Es sei „keine Gedenkstätte“, kein „Museum, sondern ein Ort der Aufklärung an einem Täterort, es ist ein Ort, an dem das Licht der Vernunft die dunkle Vergangenheit ausleuchten soll“.

Der Katalog, opulent an Bildern und Text, hervorragend gestaltet und verlegerisch exzellent betreut, knüpft an das Compendium „München – ‚Hauptstadt der Bewegung‘“ an, das die Präsentation der Ausstellung des Münchner Stadtmuseums 1993 verstetigte. Auf fast 400 Seiten bietet der Katalog die Bilder und schriftlichen Informationen der Ausstellung, gegliedert in die vier Abschnitte „Ursprung und Aufstieg der NS-Bewegung“, „Mitmachen – Ausgrenzen. Zwei Seiten der ‚Volksgemeinschaft‘“, „München und der Krieg“, „Auseinandersetzung mit der NS-Zeit nach 1945“. Zum Handbuch erweitert sich die Publikation im zweiten Teil mit weiteren 200 Seiten, auf denen in 19 Aufsätzen die zentralen Probleme des Themas München und der Nationalsozialismus abgehandelt werden. *Hans Günter Hockerts* beantwortet die Frage, warum München „Hauptstadt der Bewegung“ wurde, *Ulrich Herbert* reflektiert Begriff, We-

sen und Gestalt der „Volksgemeinschaft“, *Jürgen Zarusky* informiert über Widerstand und Loyalität, *Ute Frevert* beschreibt die nationalsozialistische Politik der Gefühle („Glaube, Liebe, Hass“), *Wolfgang Frühwald* beleuchtet das Verhältnis Nationalsozialismus und Kultur, *Helmuth Trischler* entwirft das Panorama „München als Wissenschaftsmetropole“.

Weitere Prominenz ist vertreten mit *Peter Longerich* („Hitler, München und die Frühgeschichte der NSDAP“), *Andreas Wirsching* („Privatheit“), *Anselm Doering-Manteuffel* („Gründe und Abgründe des Schweigens. Kontinuitäten und Generationserfahrungen nach dem Zweiten Weltkrieg“) und anderen. Nicht alle Beiträge überzeugen restlos, sei es, dass sie etwas zufällig wirken, oder weil man das jeweilige Thema vom gleichen Autor/der gleichen Autorin an anderen Stellen bereits gründlich behandelt fand. Das gilt keineswegs für den Beitrag des Hausherrn Nerdinger über den Umgang mit der „zerlumpte Vergangenheit“ Münchens und nicht für die vier essayistischen Blicke von außen, die *Moshe Zimmermann*, *Alan E. Steinweis*, *Włodzimierz Borodziej* und *Étienne François* auf die deutsche Erinnerungskultur werfen. Die Anschaffung des monumentalen Nachschlagewerks ist nicht nur Historikern dringend zu empfehlen.

Wolfgang Benz

HANS-RAINER SANDVOSS: „*Es wird gebeten, die Gottesdienste zu überwachen ...*“ *Religionsgemeinschaften in Berlin zwischen Anpassung, Selbstbehauptung und Widerstand von 1933 bis 1945*. Lukas Verlag, Berlin 2014, 564 S.

Der Autor war stellvertretender Leiter der Berliner Gedenkstätte Deutscher Widerstand und Herausgeber der 14-bändigen Schriftenreihe „Widerstand in Berlin von 1933 bis 1945“. In seinem 2006 erschienenen Buch hat der exzellente Kenner der Berliner Wider-

standsgeschichte sein Augenmerk auf das Handeln von Sozialdemokraten und Kommunisten gelegt („Die ‚andere‘ Reichshauptstadt. Widerstand aus der Arbeiterbewegung in Berlin von 1933 bis 1945“). Nun hat *Hans-Rainer Sandvoß* eine Synthese des Verhaltenspektrums von vier Religionsgemeinschaften vorgelegt. Er beschränkt sich auf Protestanten, Katholiken, Zeugen Jehovas und Quäker. Aufgrund des „epochalen Charakters der nationalsozialistischen Judenverfolgung“, die „weit über die rücksichtslose Verfolgung der Anhänger mosaischen Glaubens hinausging“, möchte Sandvoß auf die Einbeziehung der jüdischen Glaubensgemeinschaft in dieser Untersuchung verzichten.

Er stützt sich auf die Auswertung der Literatur sowie auf ein breites Spektrum von Quellen aus staatlichen und kirchlichen Archiven. Da die Berliner Ermittlungsakten der Gestapoleitstelle Berlin weitgehend vernichtet worden sind, erweisen sich die zeitgenössischen Justizakten der landgerichtlichen Ebene (Staatsanwaltschaft beim Sondergericht Berlin, bis vor Kurzem im Landesarchiv Berlin aufbewahrt) sowie der Reichsebene (Oberreichsanwalt beim Volksgerichtshof, Bundesarchiv) als besonders ergiebig. Zahlreiche, bislang unveröffentlichte Quellen und Verfolgungsvorgänge werden präsentiert. Wertvoll ist, dass Sandvoß die Perspektiven der Täter mit denen der Verfolgten konfrontiert. Hierbei kann er auf Entschädigungsakten, Erinnerungen sowie Hunderte von Zeitzeugenbefragungen, die seit Beginn der 1980er-Jahre durch die Gedenkstätte Deutscher Widerstand erfolgten, zurückgreifen.

Das NS-Regime versuchte schon früh, die Religionsgemeinschaften zu schwächen bzw. gefügig zu machen. Die großen Kirchen reagierten nicht selten positiv auf Angebote des Regimes (z. B. Abschluss des Konkordats). Doch die wachsenden Zumutungen zwangen diejenigen, die an ihrem Glauben selbstbewusst und offen festhalten wollten, zu unterschiedlichen Formen der Gegenwehr. Trotz

mehrerer Hundert Berliner, die kriminalisiert und für längere oder kürzere Zeit ihrer Freiheit beraubt wurden, war es insgesamt jedoch nur eine Minderheit, die, über die kirchliche Abwehr hinausgehend, am Schicksal aller Verfolgten Anteil nahm.

Die antichristliche ideologische Ausrichtung und der totalitäre weltanschauliche Anspruch des Nationalsozialismus führten dazu, dass das Regime autonome und selbstbewusste Glaubensgemeinschaften nicht akzeptieren konnte. Dies kam nicht zuletzt in den Geschäftsverteilungsplänen der Gestapo zum Ausdruck. Angesichts der gewachsenen christlichen Traditionen sowie Millionen konfessionell gebundener Deutscher und kirchlicher Institutionen von Gewicht musste das NS-Regime jedoch in seiner Kirchen- und Religionspolitik realpolitisch Rücksicht nehmen.

In welchem Maße die verschiedenen Glaubensgemeinschaften sich als autonom oder sogar widerständig erwiesen, zeigt Sandvoß insgesamt überzeugend. Der Befund bezüglich der beiden kleinen Glaubensgemeinschaften fällt eindeutig aus: Die Zeugen Jehovas hatten besonders unter der Härte der Verfolgung zu leiden. Unter den zwischen 1933 und 1945 „überwiegend aus politischen Gründen (mindestens) 550 Festgenommenen, Verhafteten und Verschleppten“ entfielen „allein sechzig Prozent“ auf diese Gruppe. Ihr Anteil bei den Hingerichteten und Ermordeten der oben genannten Gruppe betrug „knapp fünfzig Prozent“. Die „Religiöse Gemeinschaft der Freunde (Quäker)“, die nur aus etwa 50 Personen bestanden habe, sei international sehr gut vernetzt gewesen. Ihre Netzwerke hätten ohne ideologische und religiöse Vorbehalte prinzipiell allen Verfolgten diskret geholfen. Besonders hervorzuheben seien ihre mutigen Aktivitäten auf dem Feld der Rettung von „nichtarischen“ Verfolgten.

Dass bei den beiden großen Kirchen ein breiteres Einstellungs- und Verhaltensspektrum anzutreffen ist als bei den kleinen reli-

giösen Gemeinschaften, kann nicht überraschen. Insgesamt bescheinigt Sandvoß der katholischen Minderheit (nur ca. 10 Prozent der Hauptstädter besaßen diesen konfessionellen Hintergrund) im Bistum Berlin, eine „relativ eigenständige Rolle“ gegenüber dem NS-Staat bewahrt zu haben. Wichtig hierbei sei Bischof Konrad von Preysing gewesen, der den staatsloyal geprägten Kurs der Fuldaer Bischofskonferenz abgelehnt habe. Dass Domprobst Bernhard Lichtenberg jahrelang die Menschenrechtsverletzungen des Regimes mutig kritisieren konnte, ohne denunziert zu werden, zeige die relative Geschlossenheit der katholischen Gemeinden in der Reichshauptstadt. Die relativ höhere Opferzahl des katholischen Klerus im Vergleich zum protestantischen Milieu verweist auf eine beachtliche katholische Resistenz.

Die größte der untersuchten religiösen Gemeinschaften waren die Protestanten, 70 Prozent der Hauptstädter (drei Millionen) besaßen diesen konfessionellen Hintergrund. Knapp 10 Prozent von ihnen beteiligten sich am Gemeindeleben, die evangelische Kirche und ihre Gemeinden waren gespalten: „Die Bandbreite dessen, was sich an politischen Positionen dahinter verbarg, kann extremer kaum ausfallen: von Teilen der staatshörigen, nationalsozialistisch geprägten Offizialkirche, die (wie der Leiter der Kirchenbuchstelle Alt-Berlin Karl Themel) Handlangerdienste für die Judenverfolgung und damit logistische Hilfe für den Massenmord leisteten, oder jenen Konsistorialrat, der sich sogar zur Beteiligung an Erschießungen bekannte, bis hin zu Frauen und Männern, die sich derselben Verfolgung nicht nur warnend-anklagend entgegenstellten, sondern bedrohtes Menschenleben aktiv retteten und sich damit selber gefährdeten“ (S. 520).

Sandvoß' Monografie trägt dazu bei, dass der Mut dieser Aufrechten nicht vergessen wird, indem er Verfolgungsvorgänge und Widerstandshandlungen konkret schildert. Der Band ist durch ein Namensregister gut

erschlossen. Viele Verfolgte, die oftmals unbekannt oder mittlerweile vergessen sind, erhalten durch historische Fotodokumente buchstäblich ein Gesicht. Schließlich ist positiv hervorzuheben, dass Sandvoß vorsichtig urteilt und weit ausgreifende Thesen vermeidet. Gelegentliche Fehler und Schwächen fallen angesichts des großen Nutzens der Veröffentlichung nicht sehr ins Gewicht: Die Gebietsangabe zu Auschwitz im Jahr 1902 („Oberschlesien“) ist falsch. Nähere Angaben zu wichtigen Akteuren der Täterseite wären oft wünschenswert (z. B. zu Staatsanwalt Walther Nuthmann, der sich, nicht nur im Prozess gegen Bernhard Lichtenberg, als aggressiver Sachwalter des NS-Regimes erwies). Die Denunziantinnen Dompropst Lichtenbergs gehörten nicht „höchstwahrscheinlich“ (S. 378), sondern *definitiv nicht* zu dessen Gemeinde. Insgesamt ist Sandvoß' Werk für jeden, der sich mit der Geschichte des Widerstands in der NS-Zeit beschäftigen will, schon aufgrund seines Handbuchcharakters empfehlenswert.

Bernward Dörner

WILLY BUSCHAK: *„Arbeit im kleinsten Zirkel“: Gewerkschaften im Widerstand gegen den Nationalsozialismus. 2., aktualisierte und erweiterte Auflage (Erstausgabe 1993).* Klartext Verlag, Essen 2015, 462 S.

Es ist das Verdienst von Willy Buschak, als Erster den anspruchsvollen Versuch unternommen zu haben, eine Gesamtdarstellung des gewerkschaftlichen Widerstands gegen das NS-Regime zu erarbeiten. Es gehört eine gehörige Portion Mut dazu, ein derartiges Vorhaben durchzuführen, da der gewerkschaftliche Widerstand auf lokaler und betrieblicher Ebene bis heute erst zu einem Bruchteil erforscht ist und auch für die meisten freien, christlichen und Hirsch-Dunckerischen Einzelgewerkschaften bisher keine wissenschaftlichen Analysen vorliegen. Zu-

zustimmen ist der zentralen These des Autors, das Gros gewerkschaftlichen Widerstands sei „als Arbeit im kleinsten Zirkel“ erfolgt. Das heißt, gewerkschaftliche Widerstandsgruppen bildeten keine „Massenorganisationen“ – eine These, die u. a. von Gerhard Beier in Anlehnung an Emil Henk, einem Mitstreiter von Wilhelm Leuschner, vertreten wurde. Zahlreiche neue Quellen belegen auch die These von der großen Bedeutung internationaler Gewerkschaftsorganisationen. Neben dem Kapitel über den Widerstand aus den Reihen der Transportarbeiter (Eisenbahner, Seeleute, Hafendarbeiter), die insbesondere von der Internationalen Transportarbeiter-Föderation (ITF) umfangreiche Unterstützung erhielten, unterstreicht auch das neu aufgenommene Kapitel über das Widerstandsnetzwerk ehemaliger Funktionäre des Deutschen Bekleidungsarbeiterverbandes diese These. Positiv hervorzuheben ist ebenso, dass Willy Buschak das Netzwerk der Illegalen Reichsleitung der Gewerkschaften (IRL) nicht mehr wie in der Ausgabe von 1993 als „Phantasma“ diskreditiert, sondern deutlich abgewogener charakterisiert. Auch die Widerstandsgruppen anderer ADGB-Gewerkschaften, insbesondere die der Bekleidungsarbeiter, werden in der Neuauflage zutreffender gewürdigt. Wurde die Widerstandsgruppe der Bekleidungsarbeiter 1993 auf weniger als einer Seite als ein unbedeutender „typischer Freundeskreis alter Gewerkschaftsfunktionäre“, der lediglich in lockerer Verbindung stand, beschrieben, erhält diese Widerstandsgruppe in der Neuauflage eine erhebliche Aufwertung als reichsweit agierendes Widerstandsnetzwerk. Hier irritiert lediglich, dass der Autor die Quellen für dieses Kapitel zu den „seltene[n] Funde[n]“ zählt, von „denen man nicht einmal im Traum angenommen hätte, dass sie existieren würden“ (S. 16), obwohl diese Funde bereits seit Langem bekannt waren. Inhaltlich ist bei diesem Kapitel lediglich zu kritisieren, dass Hermann Scheffler, vor 1933 Redakteur der Holzarbeiter-Zeitschrift, die-

ser Widerstandsgruppe zugerechnet wird. Zutreffend ist vielmehr, dass Scheffler und Cäsar Thierfelder, der ehemalige Chefredakteur der Zeitschrift des Bekleidungsarbeiterverbandes, sich aus der Zusammenarbeit in der IRL kannten.

Aufgrund fehlender Vorarbeiten für eine Gesamtdarstellung fällt die Qualität der einzelnen Kapitel recht unterschiedlich aus, auch wenn in der Neuauflage verschiedene Kapitel deutlich überarbeitet, ergänzt und korrigiert wurden. Im Vergleich zu einer Reihe sehr informativer Kapitel, u. a. zum Widerstand der Transportarbeiter (Kap. 9), der Metallarbeiter (Kap. 10), der Bergarbeiter (Kap. 11) und der Bekleidungsarbeiter (Kap. 15), finden sich einige Kapitel bzw. Unterkapitel, die qualitativ deutlich abfallen und den Forschungsstand keineswegs zutreffend erfassen. Das gilt u. a. für das Unterkapitel „Gewerkschafterinnen und Gewerkschafter im Exil“, das auf zweieinhalb Seiten dem gewerkschaftlichen Widerstand aus der Emigration in keiner Weise gerecht wird. Informationen über die bedeutenden „Landesgruppen deutscher Gewerkschafter“ in Großbritannien und Schweden und den „Koordinationsausschuss deutscher Gewerkschaftler“ in Frankreich sucht man in diesem Kapitel vergeblich. Auch das Kapitel 17 „Spurensuche: Widerstand aus den Reihen anderer Gewerkschaften“, in dem mehr als ein halbes Dutzend Einzelgewerkschaften des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) präsentiert werden, vermag nicht zu überzeugen. Wenn in diesem Kapitel der Widerstand aus den Reihen des Fabrikarbeiterverbandes (FAV), einer Gewerkschaft, die am Ende der Weimarer Republik immerhin noch mehrere Hunderttausend Mitglieder organisiert hatte, auf vier Zeilen abgehandelt wird, ignoriert dies die zahlreichen Hinweise in der Sekundärliteratur zum Widerstand dieser ADGB-Einzelgewerkschaft. Auch die wenigen Zeilen, die der Autor dem Widerstand des Deutschen Baugewerksbundes (DBGB) widmet, werden dem Wider-

stand zahlreicher Mitglieder und Funktionäre dieser Gewerkschaft nicht gerecht. Die Feststellung von Buschak in der Erstauflage von 1993, der gewerkschaftliche Widerstand sei „umfangreicher und umfassender“ (S. 18) gewesen, als er zunächst geglaubt habe, gilt nicht nur für die erwähnten ADGB-Gewerkschaften, den FAV und den DBGB, sondern auch für die Buchdrucker- und Buchbinder-gewerkschaften, die Gewerkschaften der Holz- und Landarbeiter und weitere ehemalige freigewerkschaftliche Organisationen. Selbst bei dem bisher am besten erforschten Widerstand der Eisenbahner und Metallarbeiter finden sich im Rahmen aktuellerer Forschungen zahlreiche neue Widerstandszirkel.

Zahlreiche Einwände ließen sich auch gegen das Unterkapitel „Überläufer zum Nationalsozialismus“ formulieren, das den Eindruck erweckt, als seien zahlreiche ehemalige Gewerkschaftsfunktionäre zu den Nationalsozialisten übergelaufen. Gemessen an der Referenzzahl von mehreren Tausend Gewerkschaftsfunktionären bildeten die „Überläufer“ eine sehr geringe Minderheit; darunter fanden sich jedoch erstaunlich viele angestellte Akademiker aus den Hauptverwaltungen des ADGB und seiner Einzelverbände.

Auch wenn Buschak dies bestreitet, die ITF und Hans Jahn (Leiter der Widerstandsgruppe von ehemaligen Mitgliedern des Einheitsverbandes der Eisenbahner Deutschlands) sprechen in mehreren zeitgenössischen Dokumenten von einer „Reichsleitung der Eisenbahner“. Solange Hans Jahn Mitglied der IRL war, verwendet er in verschiedenen Dokumenten auch den Begriff „Illegale Reichsleitung“. Erst wesentlich später, während seiner Zusammenarbeit mit Edo Fimmen, übernimmt er dessen Einschätzung der „Illegalen Reichsleitung“ und nennt sie abwertend die „sogenannte IRL“. Im Unterschied zu Fimmen und Jahn sprechen einflussreiche Funktionäre der internationalen Gewerkschaftsorganisationen durchgehend von der IRL.

Trotz Überarbeitung enthält auch die Neuauflage zahlreiche Ungenauigkeiten in der Zitierweise, u. a. werden Quellenbestände mit verschiedenen Signaturen aufgeführt. Es irritiert auch, wenn aus den Akten der Verfolgerinstitutionen fehlerhaft geschriebene Namen ohne Korrektur übernommen werden. Bei aller Kritik stellt Buschaks Monografie dennoch einen wichtigen Beitrag zum gewerkschaftlichen Widerstand gegen das NS-Regime dar und bietet in den einführnden Kapiteln einen guten Überblick über die Tolerierungs- und Anpassungspolitik der Gewerkschaften am Ende der Weimarer Republik.

Siegfried Mielke

JÖRG DÖRING/FELIX RÖMER/ROLF SEUBERT:
Alfred Andersch desertiert. Fahnenflucht und Literatur (1944–1952). Verbrecher Verlag, Berlin 2015, 277 S.

Der realhistorische Hintergrund von autobiografisch geprägter Dichtung ist von jeher ein beliebter Gegenstand der Literaturkritik. Und so würde man ein Interesse dafür auch in Bezug auf das Werk eines so bekannten Nachkriegsautors vermuten, wie es Alfred Andersch (1914–1980) war, der seinerzeit als einer der hierzulande prominentesten bekennenden Deserteure galt. Es mag daher erstaunen, dass erst in den letzten Jahren kontrovers diskutiert wurde, wie viel Wahres in Anderschs literarisierten Versionen seiner Gefangennahme durch die US-amerikanische Armee enthalten ist.

Seinen bekanntesten „Bericht“ über die Umstände (s)einer selbstbestimmten, mutigen Fahnenflucht aus Hitlers Wehrmacht hat Andersch 1952 in dem Buch „Die Kirschen der Freiheit“ vorgelegt. Hier schildert er die ersten Tage im Juni 1944 an der italienischen Front in Umbrien. Ein Text, den Andersch schon 1945 im US-amerikanischen Kriegsgefangenenlager geschrieben hat, erwähnt die

Desertion jedoch nicht und beschreibt seinen Übergang in den Status des Kriegsgefangenen eher als Folge der sich überstürzenden Rückzugsbewegung von Hitlers Armee nach der Einnahme Roms durch die Alliierten. Damit verbindet sich die Frage, ob Andersch in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin heute überhaupt zu Recht als Deserteur geehrt wird.

Jörg Döring, Felix Römer und Rolf Seubert gehen der Andersch'schen Selbststilisierung mithilfe der Aktenüberlieferung nach, die sich in den betreffenden US-amerikanischen, britischen und deutschen Militärarchivbeständen auffinden lässt. Sie lesen „Die Kirschen der Freiheit“ demzufolge auf neue Weise – als eine „Geschichte vom Überleben im Krieg, vom Heldenmut der Kampfmüden und von den literarischen Verfahren der Selbstkonstruktion eines Autors“ (Umschlagtext).

Die als Literaturwissenschaftler und Historiker ausgewiesenen Autoren bieten also zum einen manches bislang Unbekannte über die Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz Mitte 1944, wo es nicht wenigen Wehrmachtssoldaten darum ging, endlich „auszusteigen“. Die meisten dieser zunehmend Kriegsmüden waren darauf aus, sich beim raschen Rückzug nach Norden von ihrer Truppe abzusetzen. In einem Kapitel wird in diesem Zusammenhang ausführlich Anderschs direktes militärisches Umfeld – die „Gruppenkultur und Stimmung“ in der Division, der seine Einheit angehörte – betrachtet (S. 107). Danach breiten die Autoren anhand der drei Fassungen Anderschs (von 1945, 1950 und 1952) über sein persönliches Kriegsende ihre Erkenntnisse über diese „Stationen der Autofiktion“ aus und setzen sie zum lebhaften öffentlichen Diskurs in Beziehung, der sich inner- und außerhalb der Gruppe 47 in der frühen Bonner Republik über das engagierte Schreiben vom Krieg entspannt. Sie unterfüttern dies mit weiteren erhellenden Ausführungen zur Stellung der „Deserteure in der westdeutschen Nach-

kriegsliteratur“ und über den „Diskurs über die Deserteure in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft“ (S. 213, 221).

Damals versteifte sich Andersch darauf, dass allein sein „Bericht“ von 1952 authentisch sei, und er machte sich damit angreifbar. Später galt er nicht zuletzt deswegen als moralische Instanz. Dass er sich 1942 von seiner Ehefrau Angelika Albert trennte, die den nationalsozialistischen Rassekriterien zufolge als „halbjüdisch“ galt, dass er sich 1943 von ihr scheiden ließ, blieb lange unbekannt. Die Scheidung ermöglichte es ihm, sich um den Eintritt in die Reichsschrifttumskammer zu bewerben. Sie hatte auch zur Folge, dass Andersch 1943 zum zweiten Mal zum Kriegsdienst eingezogen wurde (1941 war er wegen der Abstammung seiner Ehegattin aus der Wehrmacht entlassen worden) – was Voraussetzung für seine Kriegserlebnisse in Italien war.

Am Ende gehen die Verfasser davon aus, dass Alfred Andersch sich im Juni 1944 tatsächlich von seiner Wehrmachtseinheit entfernt hat, wenn auch nicht als individualistischer Einzelgänger, wie er es selbst dargestellt hatte, sondern im Rahmen einer kollektiven Absetzbewegung. Die „Erzählung von der gemeinschaftlichen Fahnenflucht“ arbeitete er schließlich zum „Bericht“ über die existenzialistische „Freiheitstat eines Einzelnen“ um (S. 239).

Insgesamt liefern die Autoren einen wichtigen Beitrag zur deutschen Militär- und Mentalitätsgeschichte in der Mitte des 20. Jahrhunderts und zum 2009 – mit der verspäteten völligen Rehabilitierung der Wehrmachtsdeserteure durch den Bundestag – endlich abgeschlossenen Diskurs über die Fahnenfluchten unter Hitler und deren Nachgeschichte(n). Dieser Komplex hing, wie die Verfasser deutlich machen, „vor allem von übergeordneten erinnerungspolitischen Entwicklungen ab, die in den 1980er- und 1990er-Jahren das Bewusstsein vom verbrecherischen Charakter des NS-Systems und des von ihm entfesselten rassistischen Ver-

nichtungskriegs in der deutschen Öffentlichkeit zur vollen Entfaltung brachten“ (S. 231).

Etwas schade ist es, dass die drei Autoren an keiner Stelle auf Anderschs großes Alterswerk „Winterspelt“ (1974) eingehen, in dem er die Frage des Überlaufens zum alliierten Kriegsgegner und den (potenziellen) militärischen Verrat im Kontext der Endphase des Zweiten Weltkriegs virtuos durchdekliniert. Wird hier doch militärische Realgeschichte, werden Faktizität und Historiografie noch weit konsequenter mit dem verknüpft, was hätte geschehen können, um gegen Kriegsende sinnlose Opfer zu vermeiden – wenn (einflussreiche) Einzelpersonen bloß andere Entscheidungen getroffen hätten.

Klaus-Peter Friedrich

KEITH LOWE: *Der wilde Kontinent. Europa in den Jahren der Anarchie 1943–1950*. Aus dem Englischen von *Stephan Gebauer* und *Thorsten Schmidt*. 4. Aufl., Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2015, 526 S.

Der 1970 geborene britische Schriftsteller und Historiker erregte mit diesem 2012 in London erschienenen Buch, in dem er eine neue Sichtweise auf das Ende des Zweiten Weltkriegs und die frühe europäische Nachkriegsgeschichte entwickelte, Aufsehen. Auch die nunmehr vorliegende deutsche Übersetzung stößt auf Resonanz. *Keith Lowe* behauptet, dass der Zweite Weltkrieg komplexer gewesen sei als üblicherweise geschildert, so dass nach Beendigung des Hauptkriegs gegen NS-Deutschland zahlreiche ethnische oder anderweitig motivierte Nebenkriege und Auseinandersetzungen weitergeführt wurden bzw. sogar neu eskalierten. Anders als es die weithin verbreiteten Erfolgsgeschichten vom Wiederaufbau im Frieden nahelegen, habe dies bewirkt, dass Europa zunächst für längere Zeit in Anarchie und Chaos versank. Die Darstellung umfasst – gestützt auf eine breite Quellen- und Literaturbasis sowie auch

auf Archivstudien – 29 Kapitel, die Lowe in vier große Teile gliedert: Teil 1 „Das Erbe des Krieges“ behandelt zunächst die Zerstörung der dinglichen Welt, dann die Aspekte Abwesenheit, Vertreibung, Hunger, moralische Zerstörung und Chaos sowie schließlich Hoffnung; in Teil 2 werden unter „Rache“ die befreiten Lager, Zwangsarbeiter, deutsche Kriegsgefangene, dann die „Entfesselte Rache“ in Osteuropa und die Rache an Frauen und Kindern behandelt; in Teil 3 „Ethnische Säuberung“ geht es um die „Die Flucht der Juden“, die Vertreibung der Deutschen, die ethnische Säuberung Polens und der Ukraine sowie um den Mikrokosmos Jugoslawien; Teil 4 „Bürgerkrieg“ befasst sich mit den Themen Kriege in Kriegen, der politischen Gewalt in Frankreich und Italien, dem griechischen Bürgerkrieg, mit Rumänien, der „Unterjochung Osteuropas“ und endet mit der Schilderung des Widerstands der „Waldbrüder“ sowie einem Bezug zum Kalten Krieg. Kurze Schlussbemerkungen, ein Anhang mit Personenregister und Karten beschließen den auf alle Fälle informativen Band.

Die Quintessenz seiner Darstellung lässt sich in Lowes eigenen Worten etwa so zusammenfassen – hier in einer Reihe von Zitaten wiedergegeben: „Aber man braucht nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, dass die Nachkriegsgeschichte unmöglich so schön [wie in den üblichen Erfolgsgeschichten vom Wiederaufbau im Frieden geschildert – R. B.] gewesen sein kann. Zunächst einmal war der Krieg nicht einfach vorbei, als Hitler besiegt war. Es dauerte Monate, wenn nicht Jahre, um einen Konflikt von den Ausmaßen des Zweiten Weltkrieges zu beenden, der zahlreiche kleinere innere Auseinandersetzungen nach sich gezogen hatte. Und der Krieg endete in verschiedenen Teilen Europas zu verschiedenen Zeitpunkten“ (S. 13). „Der Krieg löste Wellen der Rache und Umverteilung aus, die sämtliche Bereiche des europäischen Lebens erfassten. [...] Statt reinen Tisch zu machen, wurde nach dem Krieg lediglich das

Ressentiment zwischen ethnischen Gruppen und Nationen vertieft, und oft schwelt diese Feindseligkeit noch heute. Auch begann mit dem Kriegsende keine neue Ära der ethnischen Harmonie in Europa. In Teilen des Kontinents verschärften sich die Spannungen zwischen den Volksgruppen sogar noch. Die Juden wurden weiter verfolgt. [...] In den Jahren 1945 bis 1947 wurden mehrere Millionen Menschen aus ihren Heimatländern vertrieben. Diese ethnischen Säuberungen zählen zu den größten der Geschichte“ (S. 14). „Aber so wie sich das Ende des Krieges über Jahre hinzog, dauerte es auch lange, bis der Wiederaufbau in Gang kam. [...] Anfangs war nicht daran zu denken, die Trümmer zu beseitigen, die Eisenbahnlinien instand zu setzen oder die Fabriken wieder in Betrieb zu nehmen. [...] Unter diesen Umständen war es wenig mehr als ein Wunschtraum, Recht und Ordnung wieder herzustellen“ (S. 15). „Leider waren die Alliierten überhaupt nicht auf die zahlreichen und vielschichtigen Herausforderungen, vorbereitet, mit denen sie nach dem Ende der Feindseligkeiten konfrontiert wurden“ (S. 97). „Die Geschichte Europas in den ersten Nachkriegsjahren war daher nicht in erster Linie eine Geschichte des Wiederaufbaus. Zunächst war es eine Geschichte des Abstiegs in die Anarchie“ (S. 15). „Meines Wissens gibt es kein Buch in irgendeiner Sprache, in dem genau beschrieben wird, was in dieser wichtigen und turbulenten Zeit überall in Europa geschah“ (S. 16).

Zweifellos bietet Lowe viele, zum Teil auch neue, wichtige Fakten und Sichtweisen, die es gilt, stärker in einschlägigen Nachkriegsdarstellungen zu berücksichtigen. Aber seinen Anspruch auf eine völlig neue und andersartige Nachkriegsgeschichte kann Lowe nicht einlösen. Er überzieht die Kehrseiten, auf die er sich konzentriert, und vernachlässigt sträflich die Gegenseiten der Nachkriegsentwicklung. Dabei verwickelt er sich auch selbst in Widersprüche, wenn man z. B. an anderer Stelle lesen kann: „Die

Nachkriegsjahre waren auf allen Ebenen der Gesellschaft von überschäumendem Tatendrang und Idealismus geprägt. Kunst, Musik und Literatur erlebten eine neue Blüte, und überall in Europa erschienen hunderte neue Zeitschriften und Zeitungen. Es entstanden neue philosophische Schulen, die eine optimistische und aktive Einstellung zum Leben vertraten und den Menschen ‚umfassende Beteiligung und völlige Freiheit‘ versprachen. Es wurden Dutzende neue politische Bewegungen und Parteien gegründet, von denen einige das politische Denken im kommenden halben Jahrhundert gestalten sollten. All das wäre unmöglich gewesen, wäre die Bevölkerung Europas vollkommen demoralisiert, erschöpft und korrupt gewesen. Niedergeschlagenheit und Hoffnung hielten sich in der Nachkriegszeit die Waage. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gab der europäischen Gesellschaft genug Kraft, um wieder auf die Beine zu kommen“ (S. 88). Dem kann man nur zustimmen, und diese Sicht auf die Nachkriegsgeschichte, die Lowes zugespitzte Thesen widerlegt, könnte und müsste noch weiter ausgebaut werden, so z. B. in Bezug auf Deutschland hinsichtlich der bis zum Kalten Krieg durchaus beachtlichen Erfolge bei der Umsetzung des transformatorischen alliierten Deutschlandprojektes und bei der Herstellung von Ordnung und Rechtsstaatlichkeit, was von Lowe gänzlich ignoriert wird. Stattdessen liest man solche fragwürdigen Pauschalisierungen: „Viele Hoffnungen wurden rasch enttäuscht, vor allem in den Teilen Europas, in denen neue Diktaturen entstanden“ (S. 97). Und es wird ein angebliches Scheitern der Säuberungen in ganz (!) Europa konstatiert und argumentiert: „Der Hauptgrund dafür, dass die Säuberungen in Europa schließlich so glimpflich verliefen, liegt darin, dass letzten Endes der politische Wille zu einem härteren Vorgehen schlichtweg nicht vorhanden war. Scharfe und rigorose Vergeltung war im Interesse keiner Nation“ (S. 203). Das aber galt vor allem für Westdeutschland

und Westeuropa und hing außerdem mit dem – von Lowe nicht problematisierten – Entwicklungsbruch durch den Kalten Krieg zusammen. Obwohl sich Lowes Sicht, Europa sei von 1945 bis 1950 in Anarchie abgeglitten, als unhaltbar erweist, liegt dennoch eine über weite Strecken interessante und zu beachtende Publikation vor.

Rolf Badstübner

ANDREAS EHRESMANN (Hrsg.): *Das Stalag X B Sandbostel. Geschichte und Nachgeschichte eines Kriegsgefangenenlagers. Katalog der Dauerausstellung*. Dölling und Galitz Verlag, München/Hamburg 2015, 400 S.

Die Zahl der Gedenkstätten, die die Erinnerung an die in der NS-Zeit begangenen Verbrechen wachhalten sollen, ist in den letzten 20 Jahren beträchtlich gestiegen. Meistens waren es jüngere, durch die nationalsozialistische Vergangenheit nicht belastete Menschen, die die Geschichte ihres Wohnortes oder ihrer Region erforschten und dabei jahrzehntelang Verdrängtes zutage förderten. Das gilt auch für das Stammlager (Stalag) X B in Sandbostel/Niedersachsen, ca. zehn km südlich von Bremervörde gelegen. Die Stalags waren Einrichtungen der Wehrmacht, in denen ab September 1939 Kriegsgefangene im Mannschaftsdienstgrad interniert waren. In Sandbostel ist auf dem Gebiet des ehemaligen Kriegsgefangenenlagers eine Gedenkstätte mit einer im April 2013 eröffneten Dauerausstellung entstanden. Der vorliegende Band dokumentiert diese Ausstellung ausführlich.

Die Ausstellung ist in zwei chronologisch aufeinanderfolgende Themengruppen gegliedert: die Zeit des eigentlichen Stalags X B von 1939–1945 und die Nachnutzung des Geländes nach Kriegsende. Für das erste Thema stehen ca. 300 m² Ausstellungsfläche in einem neu errichteten Barackengebäude, für das zweite Thema etwa 150 m² in einem

anderen Gebäude zur Verfügung. Im Ausstellungskatalog sind die Materialien zu den beiden thematischen Bereichen etwa im Verhältnis ihrer Ausstellungsflächen abgedruckt: Ca. 260 Seiten umfassen die Kapitel über das Stalag X B, ca. 120 Seiten sind der Nachgeschichte des Lagers von 1945 bis zur Gegenwart gewidmet.

Zwischen den beiden Ausstellungsräumen sind einige Baracken erhalten geblieben, in denen sowjetische Kriegsgefangene untergebracht waren, außerdem ein Küchen- und ein Latrinengebäude. Es entspricht dem Selbstverständnis der Initiatoren der Gedenkstätte, dass für die Statik der Gebäude notwendige Teile durch als neu erkennbare Materialien ersetzt, also die Gebäude bzw. Baracken nicht in ihrem historischen Zustand rekonstruiert wurden. Außerhalb des eigentlichen Lagergeländes befanden sich das Lager für die Wachmannschaften, das Lazarett für die Kriegsgefangenen und der Lagerfriedhof (heute „Kriegsgräberstätte Sandbostel“).

Die Ausstellung zum Stalag X B ist in neun Kapitel aufgeteilt, jedes enthält drei Rezeptionsebenen: Zentrale Exponate mit kurzen Einführungstexten sind an Stellwänden angebracht, an vorgelagerten Pulten und Tischen können weiterführende Informationen zu den Exponaten abgerufen werden. Beide Ebenen sind im Katalog fast vollständig dokumentiert. Die dritte Rezeptionsebene umfasst Klappbücher, Video- und Audiostationen (z. B. mit Zeitzeugeninterviews), mit denen einzelne Aspekte vertieft werden können; wegen ihres Umfangs war es jedoch nicht möglich, diese Materialien in den Katalog aufzunehmen.

Die Exponate geben einen guten Einblick in die im Lager herrschenden Zustände und die Verschlechterung der Situation der Kriegsgefangenen im Verlauf des Krieges: In den ersten Jahren, als vor allem polnische, französische, belgische und serbische Gefangene inhaftiert waren, existierten noch akzeptable Verhältnisse, was sich z. B. da-

rin zeigt, dass sogar religiöse, kulturelle und sportliche Aktivitäten möglich waren. Mit dem Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion verschlechterte sich jedoch die Situation der Gefangenen, die hauptsächlich zu schweren Arbeiten bei der Kultivierung der Moorlandschaft und in der Landwirtschaft herangezogen wurden, permanent. In den letzten beiden Kriegsjahren waren eine hoffnungslose Überbelegung der Baracken mit katastrophalen hygienischen Verhältnissen, die Krankheiten und Seuchen begünstigten, sowie eine ständige Verschlechterung der Ernährungssituation an der Tagesordnung.

Die Soldaten der Roten Armee wurden ohnehin als Gefangene zweiter Klasse behandelt. Die offizielle Begründung lautete, dass die Sowjetunion der Genfer Konvention von 1929 nicht beigetreten sei, in Wirklichkeit dürften aber rassenideologische Gründe für die massiven Diskriminierungen ausschlaggebend gewesen sein. Einen Sonderstatus hatten die italienischen „Militärinternierten“, die nach der Entmachtung Mussolinis und dem Abschluss eines Waffenstillstands der Regierung Badoglio mit den Westmächten im September 1943 in den Machtbereich des nationalsozialistischen Deutschland kamen und in deutsche Lager, so auch nach Sandbostel, gebracht wurden. Zwar ordnete Hitler eine gute Behandlung dieser Soldaten an, sie galten jedoch vielen nachgeordneten Chargen als „Verräter“ und wurden dementsprechend schikaniert. Im Oktober 1944 wurden etwa 5500 Angehörige der polnischen Heimatarmee (AK), davon ca. 500 Frauen, nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands in das Lager Sandbostel gebracht. In den letzten zweieinhalb Wochen vor Kriegsende verschärfte sich die katastrophale Situation der Gefangenen im Stalag X B noch einmal: Etwa 9500 Häftlinge aus dem Konzentrationslager Neuengamme und seinen Außenlagern wurden nach Sandbostel verlegt. Am 29. April 1945 wurde das Lager von der britischen Armee befreit, in den Wochen danach starben

etwa 3000 Menschen aufgrund der schrecklichen Bedingungen, die im Lager geherrscht hatten. Insgesamt durchliefen in den gut fünf Jahren seines Bestehens mindestens 313 000 Kriegsgefangene und andere Internierte aus mehr als 50 Ländern das Lager. Nachweislich starben ca. 5100 Kriegsgefangene, davon über 4600 sowjetische, als Folge ihrer Haft in Sandbostel, seriöse Schätzungen gehen von weit höheren Opferzahlen aus.

Der zweite Teil der Ausstellung zeigt die Geschichte des Lagers nach 1945. Bis 1948 diente es als Internierungslager für SS-Angehörige, dann als Strafgefängnis des Landes Niedersachsen. Ab 1952 war es Notaufnahmelager für junge DDR-Flüchtlinge, dann wurde es von der Bundeswehr genutzt, bis es in den 1970er-Jahren in einem Gewerbegebiet aufzugehen drohte. Dass dies letztendlich nicht der Fall war, ist engagierten Einzelpersonen und später lokalen Initiativen, die gegen zahlreiche Widerstände kämpfen mussten, zu verdanken. Diese Aktivitäten sind im Schlussteil des Ausstellungskatalogs dokumentiert, ebenso die Denkmäler, die zur Erinnerung an das Stalag X B errichtet wurden.

Die Dokumentation der Verhältnisse im Lager Sandbostel stellte für die Initiatoren der Ausstellung eine große Herausforderung dar: Nahezu der gesamte Aktenbestand wurde vor oder nach der Befreiung des Lagers vernichtet, sodass zum größten Teil auf Parallelüberlieferungen aus anderen Archiven und auf im Privatbesitz befindliche Fotos oder andere Materialien (z. B. Häftlingspersonalkarten) zurückgegriffen werden musste. Das ist vermutlich der Grund dafür, dass bei vielen der abgedruckten Fotos genaue Angaben zur Urheberschaft und zum Zeitpunkt des Entstehens fehlen. Man bekommt so den Eindruck vermittelt, dass manche Bilder in eher exemplarischer Weise die Zustände in einem deutschen Kriegsgefangenenlager, weniger die speziellen Verhältnisse in Sandbostel dokumentieren, was jedoch nicht negativ zu werten ist. Unmittelbar authentisch

wirken einige archäologische Funde, wie z. B. Metallbecher, Messer, Erkennungsmarken, Kochgeschirre mit Namen oder „Verzierungen“, Stoffreste, Tassen.

Insgesamt ist in dem kleinen Ort Sandbostel ein vorbildlicher Erinnerungsort entstanden. In dem vorliegenden relativ großformatigen Band (27,4 x 21,5 cm) sind über 400 Materialien abgedruckt und mit verständlich geschriebenen, wissenschaftlich fundierten Einführungs- bzw. Erläuterungstexten versehen.

Horst Thum

SEBASTIAN VOIGT: *Der jüdische Mai '68. Pierre Goldman, Daniel Cohn-Bendit und André Glucksmann im Nachkriegsfrankreich.* Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2015, 383 S.

Die Parole „Wir sind alle deutsche Juden!“ während der Pariser Demonstration am 22. Mai 1968 ging um die Welt. Anlass des Protestes war das Einreiseverbot, das die französischen Behörden gegen die linke Gailionsfigur Daniel Cohn-Bendit („Dany le Rouge“) verhängt hatten. Cohn-Bendit war am 4. April 1945 als Sohn deutsch-jüdischer Emigranten in Frankreich geboren worden, aber staatenlos geblieben – weswegen er der Willkür der Behörden ausgesetzt war. Gegen diese Diskriminierung nur zwei Jahrzehnte nach NS-Terror und Vichy-Regime demonstrierte die französische Linke, was für viele Juden zu einer Schlüsselerfahrung wurde. Für Daniel Cohn-Bendit, der sich als „Jude aus Zufall“ bezeichnet (S. 325), war dieser Moment der Ausgrenzung und des von Hannah Arendt definierten jüdischen Pariatums mit der Erfahrung seiner Eltern gleichzusetzen: Für ihn „schien sich die Geschichte zu wiederholen“ (S. 201). Pierre Goldman hingegen reagierte „angewidert“ (S. 83) auf die Aneignung eines fremden, nämlich des jüdischen Schicksals durch das „französische Frank-

reich“ (S. 10). Er selbst habe sich als „in der Zeit gefangen[er]“ (S. 24) Nachgeborener der Auschwitz-Überlebenden an diesem nichterlebten Schicksal abgearbeitet. André Glucksmann wiederum deutete die Parole rückblickend positiv als Eingang der jüdischen Erfahrung in ein französisches Bewusstsein und internalisierte sie in seiner Entwicklung vom Kommunisten hin zum „antitotalitären Denker“ (S. 227).

Angesichts des zäsurhaften Charakters des 22. Mai 1968 ist es nur naheliegend, dass *Sebastian Voigt* dieses Ereignis zum Ausgangspunkt seiner Studie über eine dezidiert jüdische Perspektive auf den Mai '68 nimmt. Doch die aus einer Dissertation am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig hervorgegangene Monografie tut weit mehr als das: Anhand der drei ausgewählten jüdischen Protagonisten der französischen 68er-Bewegung Goldman, Glucksmann und Cohn-Bendit „soll der These nachgegangen werden, dass die verschiedenen Wahrnehmungen d[ies]er Parole [...] letztlich Resultat des jeweils anderen, stets familiär bedingten erfahrungsgeschichtlichen Hintergrunds waren“ (S. 12). Jene jüdisch-europäischen Hintergründe sind es, die zu unterschiedlichen Deutungen der Vereinnahmung der „deutschen Juden“ (S. 10) erneut als *indésirables*, als „unerwünschte Fremde“ (S. 150) (in Anlehnung an die noch junge Vergangenheit des NS-Terrors und des Vichy-Regimes) durch die Demonstranten geführt hatten.

Voigt treibt die Frage um, wie es zu diesen unterschiedlichen Blickwinkeln auf jenes Schlüsselmoment des 20. Jahrhunderts kommen konnte. So dient der berühmt-berühmte Pariser Mai '68 als Kristallisationspunkt der Biografien dreier Linker, um über deren Erfahrungsgeschichte eine jüdische Motivation ihres Handelns ausfindig zu machen. Methodisch verortet sich die Arbeit auch im Bereich der Gedächtnisgeschichte, da „auf die Geschichte und Lebenswelt der Eltern zu-

rückgegriffen werden muss“ (S. 13). In weiten Teilen der Arbeit stehen deshalb deren Geschichte sowie die Auseinandersetzung mit weiteren elternähnlich prägenden Figuren (Hannah Arendt und Ernest Jouhy für Daniel Cohn-Bendit sowie Raymond Aron für dessen Assistenten André Glucksmann) im Fokus der präsentierten Forschung. Dadurch eröffnet die entsprechend ihren Protagonisten dreigliedrig konstruierte Kollektivbiografie schnell den Blick auf eine weit größere bunte Ansammlung jüdischer Lebensläufe des gesamten 20. Jahrhunderts. Zwar fordert diese Lektüre einiges an Konzentration (und mag in Anbetracht des Titels irreführend erscheinen), doch schafft die Arbeit es gerade dadurch, ein spannendes Spektrum an sich reibenden und doch eng miteinander verwobenen europäisch-jüdischen (Selbst-)Wahrnehmungen und Identifikationsangeboten aufzuzeigen. Der Pariser Mai '68 legt laut Voigt „eine Konstellation offen, in der sich mehrere Zeitebenen – Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegsgeschichte – in einem kurzen Moment verdichten“ (S. 13).

Der Anspruch der Arbeit geht weit über das im Untertitel angedeutete Nachkriegsfrankreich hinaus. Die komplexen Familiengeschichten, die „nur diasporisch und transnational zu fassen“ (S. 20) sind, führen zu einer vielfältigen Streuung der Themen. Über die Lebenswelten und Erfahrungsräume der Elterngeneration wird eine jüdisch-europäische *mental map* ausgebreitet, und ihre nicht unbekanntenen Bedingungen werden anhand dieser neu dargelegten Lebenswege nachgezeichnet – die „Verwerfungen des 20. Jahrhunderts und ihre Nachwirkungen bis in die 1960er und 1970er-Jahre hinein“ (S. 15) sollen so gezeigt werden. Die historiografische Nutzbarmachung des geologischen Terminus der „Verwerfungen“, für die Voigt eine Lanze bricht, erscheint plausibel, bringt aber doch in ihrer Darstellung keinen größeren Erkenntnisgewinn, als dass diese Arbeit im Umfeld Dan Diners entstanden ist.

Voigt zeichnet ein umfangreiches Bild dessen, wer und was sich im 20. Jahrhundert unter der Vorstellung eines Juden in Frankreich verbirgt. Die kommunistisch geprägten Eltern lieferten mit ihren Erfahrungen von Résistance (Cohn-Bendit) und spanischem Bürgerkrieg (Goldman) bis zur frühen Kommunistischen Partei (Glucksmann) allen eine Idee davon, Widerstand zu leisten. Der Leser erfährt durch die Einzelbiografien detaillierte, weitreichende internationale Zusammenhänge der Zwischenkriegs- und Kriegszeit, die später zur weiteren Unterstützung der Kommunistischen Partei Frankreichs, zur Radikalisierung oder zur Abkehr von den linken Idealen führen sollten. In drei voneinander weitgehend abgeschlossenen Teilen begegnet dem Leser zuerst Pierre Goldmans „radikales Leben“ (S. 24), dem nach Illegalität, Guerilla-Aktivitäten, einer falschen Mordanklage und einem Gefängnisaufenthalt mit seiner rechtsradikal motivierten Ermordung am 20. September 1979 ein ebenso radikales Ende bereitet wurde. Hierauf folgte ein Aufschrei gegen Antisemitismus, und die sich zerfasende Linke demonstrierte bei seinem Begräbnis in Paris letztmalig Einigkeit. Voigt sieht in Goldman „Projektionsfläche und Identifikationsobjekt für unterschiedliche, teils widerstrebende Tendenzen“ (S. 31). Mit seinem radikalen linken Engagement, zurückgeführt auf die kommunistische Erfahrung der Eltern, und mit seiner Suche eines Zuspätgeborenen nach „jüdischer Selbstverortung nach Auschwitz“ (S. 33) spiegelt „sein Schicksal sowohl eine linke als auch eine jüdische Erfahrungsgeschichte in Frankreich“ (S. 33). Der Autor stellt Goldmans bewegtes Leben vorwiegend in Form einer Analyse seines autobiografischen Œuvres dar, was die Arbeit an die spannende Schnittstelle von Geschichts- und Literaturwissenschaft rückt. Dabei bleibt zu bedenken, dass die Verwendung literarischer Quellen (als Ego-Dokumente) für eine historiografische Arbeit stets mit Vorsicht zu genießen ist.

Für Daniel Cohn-Bendits Lebensweg wird die mittlerweile umstrittene Autobiografie „Der grosse Basar“ von 1975 fruchtbar gemacht. Durch die Erschließung verschiedener Bestände bis hin zum Archiv der Odenwaldschule wird Cohn-Bendits deutsch-französischer „Zwischenraum“ (S. 197) dargelegt, und in diesem Teil der Arbeit werden die Ereignisse des Pariser Mai '68 aus dessen Perspektive umfassend analysiert. Der „rote Dany“ wird zum weder kulturellen noch religiösen, aber doch jüdischen „kosmopolitischen Paria“ (S. 226) vor dem Hintergrund der historischen Erfahrungen von Verfolgung, Migration und Staatenlosigkeit, deren „integrale Bestandteile [...] die permanente Verflüssigung und die Ambivalenz der Zugehörigkeiten“ (S. 226) seien. Diese Perspektive wirft ein ungewohntes Licht auf den nach wie vor präsenten Cohn-Bendit und seinen Antrieb als Akteur von 1968 und darüber hinaus.

Mit André Glucksmanns Weg zum antitotalitären Denker und dem Blick auf die Veränderung des intellektuellen Klimas um die „neuen Philosophen“ in den späten 1970er-Jahren schließt die Arbeit. Auch hier sind die moskautreuen Eltern und ihre imperialen Habsburger Erfahrungen auf einem erlebnisreichen Weg von Czernowitz und Prag über Wien und Palästina bis in den Untergrund des besetzten Frankreich prägend für Glucksmanns „Eingriffe in die zeitgenössischen Debatten“, die er „vor dem Horizont der Verwerfungen des 20. Jahrhunderts verstanden wissen“ (S. 230) wollte.

In dieser Studie arbeitet sich der Leser durch weit mehr als den jüdischen Mai '68. En passant erhält er neben detailreichen Darstellungen aus der Linkenbewegung Einblicke in die für eine Frankreich in den Blick nehmende essenzielle und im deutschen Raum noch vernachlässigte Kolonialismusdebatte sowie den Algerienkrieg oder auch die Aufarbeitung des Vichy-Regimes. Aus einer manchmal problematischen Quellenlage hat sich Voigt durch die Heranziehung von

Autobiografien zu befreien gewusst, doch liegen gerade hierin auch die Probleme, die retrospektiv geschaffenen Selbstbilder der drei Hauptprotagonisten zu reproduzieren. Dennoch hat der Autor eine spannende Studie vorgelegt, die ein Panorama nicht nur der europäisch-jüdischen Linken des 20. Jahrhunderts zeichnet, sondern ein ganzes Spektrum jüdischer Erfahrungen von der Weimarer Republik bis in die späten 1970er-Jahre hinein vom „zentralen Fluchtpunkt“ (S. 331) Frankreich aus eröffnet. Im klugen Verweben der Ereignisgeschichte mit den jeweiligen Familiengeschichten, ihren „Gedächtnisräume[n]“ und „Gedächtniszeiten“ (S. 330) liegt Voigts besonderes Verdienst.

Katharina Marlene Hey

ERIK PETRY: *Gedächtnis und Erinnerung. Das „Pack“ in Zürich*. Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2014, 310 S.

Die Begriffe „Gedächtnis“ und „Erinnerung“ sind für Juden von besonderer Bedeutung. Der Holocaust hat gerade auch den mündlichen Quellen der Zeitzeugen dieses Zivilisationsbruchs erhebliches Gewicht verliehen. Erik Petry, Historiker am Zentrum für Jüdische Studien der Universität Basel, analysiert in seiner Habilitationsschrift die Aussagen schweizerisch-jüdischer Frauen und Männer, deren Erinnerungen teilweise bis zum Ersten Weltkrieg zurückreichen. Der Autor hat sich, wie im Umschlagtext angekündigt, Großes vorgenommen: Sein Buch unternehme, ausgehend von der Geschichte eines jüdischen Freundeskreises in Zürich (dem „Pack“), eine Reise durch die Welt der Oral History. Dabei werde nicht nur das Konzept „kollektives Gedächtnis“ infrage gestellt, sondern auch ein Gegenmodell entworfen.

Die Aufarbeitung der Geschichte des „Packs“ – der Name ist eine selbstironische Verwendung antisemitischer Vorurteile – ist demnach nicht primärer Zweck der Studie.

Die Reflexion über die Entstehung und Entwicklung von Erinnerungen, verbunden mit Erkenntnissen der Gedächtnisforschung, steht im Zentrum von Petrys Forschungsinteresse. Der Autor erläutert in seiner Einleitung, weshalb er für die Erforschung der Kernpunkte seiner Untersuchung neue Wege beschreiten musste: Die Mitglieder des „Packs“ waren nicht bereit, Film- und Tonaufnahmen bei ihren Begegnungen mit dem Forschenden zuzulassen. Petry war also bei der Produktion seiner Quellen ganz wesentlich auf sein eigenes Gedächtnis angewiesen. Er selbst konnte entscheiden, was er von den Aussagen der „Pack“-Mitglieder festhalten wollte und was nicht. Dieser Prozess bleibt aber für den Leser undurchsichtig und somit völlig willkürlich. Dem Autor ist diese Problematik natürlich nicht entgangen. Er kann sich zu Recht darauf berufen, dass auch die herkömmlichen Quellen der Oral History nicht ohne Manipulation der Forschenden entstehen. Dennoch bieten diese Dokumentationen die Möglichkeit, die Ergebnisse einer Analyse mit einer kritischen Sichtung der Vorlagen abzugleichen und daraus andere (!) Schlussfolgerungen zu ziehen.

Petry versucht seine prekäre Quellenlage methodologisch dadurch zu beheben, dass er einen neuen „Unter-Ansatz“ der Oral History entwickeln will. Er nennt diesen „Relation – dependent Research“. Dieser Methode widmet der Autor ein kurzes Kapitel, in dem er zu Recht festhält, dass die wissenschaftliche Verarbeitung der Oral History-Quellen immer dazu führt, dass der Historiker eine eigene Version der ihm erzählten Geschichten schreibt, die in einem Spannungsverhältnis zu den Aussagen der Zeitzeugen stehen kann.

Der Person des Autors kommt demnach bei der Interpretation des mündlich überlieferten Quellenmaterials eine immense Bedeutung zu. Petry betont mehrfach, wie vertrauensvoll und tabulos sich die Begegnungen mit den „Pack“-Mitgliedern gestaltet hätten. Dem Leser werden die Erkenntnisse, die dem Historiker Petry aus diesen Begegnungen er-

wachsen sind, jedoch weitgehend ohne die notwendige Selbstreflexion des Autors über seine eigenen Bedingtheiten vorgelegt. Petry selbst definiert die Kontakte mit dem „Pack“ als Gespräche und nicht als Interviews. Ein Gespräch besteht aber aus mindestens zwei gleichberechtigten Parteien, die dieses gestalten. Da wir keine Gesprächsprotokolle besitzen, wäre es für die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit entscheidend, dass der Autor seine Person und ihre biografischen Bezüge und Interessen kontinuierlich selbst reflektiert. Diese Reflexionen fehlen. Petry verfasst einzig an einer Stelle auf wenigen Zeilen einen kurzen Lebenslauf, aus dem außer seiner wissenschaftlichen Karriere nur abzulesen ist, dass er 1961 in (West-)Deutschland geboren wurde und selbst nicht jüdisch ist. Als deutscher, nicht jüdischer Wissenschaftler, geboren nach dem Holocaust, nimmt er sich der Geschichte einer schweizerisch-jüdischen Gemeinschaft an, die eine gute Generation älter ist als er selbst und die Bedrohung durch das nationalsozialistische Deutschland erlebt hat. Allein diese Gesprächskonstellation ergibt eine durchaus spannungsgeladene Situation, die das Verhältnis zwischen Forscher und Forschungsgegenstand zweifelsohne beeinflusst. Darüber nachzudenken hätte dem Buch gut getan und ihm die Glaubwürdigkeit verschafft, die die kritische Diskussion bisheriger Oral History- und Gedächtnistheorien allein nicht zu schaffen vermag.

Die fehlende Reflexion seiner Beziehung zum „Pack“ könnte auch für einige problematische Formulierungen verantwortlich sein, obgleich Petry generell in gutem Stil schreibt. So ist z. B. der Ausdruck „verschwinden“ für die Ermordung von Angehörigen eines „Pack“-Mitglieds während des Zweiten Weltkriegs unangemessen. Es bleibt ungeklärt, ob Petry diesen verharmlosenden Ausdruck selbst gewählt hat oder einen Gesprächspartner zitiert.

Der Autor beschwört auch den freundschaftlichen Charakter, den seine jahrelan-

ge wissenschaftliche Beziehung zum „Pack“ angenommen hat. Die kritische Betrachtung dieser „Freundschaft“ wäre allerdings eine Grundvoraussetzung für das Gelingen seines Oral History-Projekts gewesen. Somit fehlt dem Buch trotz aller interessanten Aspekte von Gedächtnis und Erinnerung die Basis zum Entwurf eines Gegenmodells zur traditionellen Oral History.

Daniel Gerson

HELMUT IRMEN: *Stasi und DDR-Militärjustiz. Der Einfluss des Ministeriums für Staatssicherheit auf Strafverfahren und Strafvollzug in der Militärjustiz der DDR.* De Gruyter Verlag, Berlin u. a. 2014, 411 S.

Der Jurist *Helmut Irmen* wendet sich in seiner Studie der DDR-Militärjustiz zu und versucht, deren Verknüpfung mit der geheimpolitischen Staatssicherheit herauszuarbeiten. Der Autor stellt die Bedeutung der Justiz als flexibles Mittel der politischen Führung dar und beschreibt die Militärgerichte als Teil der Gesamtjustiz. Dieser Punkt hätte durchaus vertiefend erläutert werden können, denn traditionell ist Militärrecht alleinige Aufgabe der Streitkräfte, die in Deutschland nur während der Weimarer Republik von diesem Monopol lassen mussten. Auch das Sowjetsystem – auf das Irmen die DDR-Militärjustiz zurückführt – kannte eine absolute Trennung zwischen ziviler und militärischer Gerichtsbarkeit. Wie es in der DDR zu dieser ungewöhnlichen Einbettung von Wehrgerichten in einen zivilen Justizapparat kam, ist also durchaus kein auf der Hand liegender Umstand. Irmen erwähnt nicht, was aber nahe liegend ist, dass sich der „antifaschistische Staat“ nicht vorwerfen lassen wollte, eine „Kriegsgerichtsbarkeit“ zu unterhalten, die die politische Linke nach 1918 heftig als Blutjustiz kritisiert hatte. Wegen der immensen Zahl von Todesurteilen im Zweiten Weltkrieg waren Militärgerichte in Westdeutschland

politisch nicht durchsetzbar. Die in der Bundesrepublik lebenden ehemaligen Wehrmachtjuristen gerieten ins Visier von DDR-Propagandamaßnahmen, wie beispielsweise im „Braunbuch: Kriegs- und Naziverbrecher in der Bundesrepublik. Staat, Wirtschaft, Armee, Verwaltung, Justiz, Wissenschaft“.

Im Kern schützte die DDR-Militärjustiz, wie bereits ihre historischen Vorläufer, die „Kampfkraft“ ihrer Truppen durch Ahndung von Verstößen gegen die Disziplin. Interessant ist, dass das materielle Recht 1962 u. a. durch den Tatbestand der „Feigheit“ erweitert wurde. Dabei handelte es sich um eine zwar traditionelle Strafnorm, die aber durch exzessive Auslegung in der Zeit 1939 bis 1945 derart diskreditiert war, dass das westdeutsche Wehrstrafgesetz von 1957 sie nicht enthielt.

Irmen beschreibt detailliert und unter Heranziehung umfangreicher Quellen die Mechanismen eines Justizgebildes, das vollständig unter die Herrschaft der Stasi gelangte. Bereits die Personalpolitik bei der Besetzung von Richterstellen wurde – in Zusammenarbeit mit der SED – vom MfS gelenkt. In einigen Fällen stellte die Stasi eigene Offiziere für eine Richtertätigkeit ab oder sorgte für die Auswahl der Schöffen. Auch auf Anwerbungen von IMs unter den Militärjuristen griff sie zurück. Jedes Verfahren stand im Weiteren unter der Regie des Geheimdienstes: Die Ermittlungsarbeiten wurden häufig von ihm selbst durchgeführt, der Gang eines Prozesses unterlag einer strikten Planung. Die an ihm beteiligten Staatsanwälte und Richter wurden vor dem Beginn auf Einzelheiten vorbereitet und über ein gewünschtes Urteil unterrichtet, Zeugen und Sachverständige gegebenenfalls instrumentalisiert. Bisweilen wurde auch auf die Beschuldigten eingewirkt, um einen gewünschten Ablauf abzusichern. Augenscheinlich überließ die Stasi so gut wie nichts dem Zufall – das Gerichtsverfahren wurde dergestalt zur perfiden, nach Drehbuch arrangierten Farce. Der Autor stellt insoweit nach-

vollziehbar den Militärgerichtsapparat als ein bloßes Objekt dar, beherrscht durch eine im Hintergrund agierende Geheimpolizei. Symptomatisch erscheint eine anerkennende Bewertung der Stasi über einen Juristen: „In seiner Tätigkeit als Richter beim Militärgericht [...] hat er stets Parteilichkeit gezeigt.“

Irmen erfasst die Thematik vollständig, indem er auch auf die Mitwirkung von Strafverteidigern eingeht. Die entsprechenden Ausführungen sind allerdings nicht schwerpunktmäßig konzentriert, sondern finden sich in mehreren Kapiteln. Diese Zersplitterung führt zu Unklarheiten. So wird einerseits deutlich gemacht, dass von den Beschuldigten – zu einem späten Zeitpunkt der Ermittlungen – Rechtsanwälte hinzugezogen werden durften. Bei der Darstellung eines Verfahrens gegen einen früheren MfS-Mitarbeiter, das mit einem Todesurteil endete, heißt es allerdings, der Angeklagte habe auf einen Verteidiger „verzichtet“. Hier will der Leser dann doch wissen, wie es mit einer Beteiligung von Verteidigern bestellt sein konnte, wenn selbst bei einer drohenden Todesstrafe keine Beordnung erfolgt ist – ob nun auf Beistand „verzichtet“ wird oder nicht. Ähnlich verhält es sich mit den zahlreichen Ausführungen über Opfer der Militär-Rechtssprechung: Die berichteten Einzelschicksale sollen die Ergebnisse veranschaulichen und empirisch absichern, erschweren gelegentlich aber die Nachvollziehbarkeit des Gesamtgedankens. Hier wäre eine Konzentration auf ein Kapitel oder einige wenige Bezugspunkte angeraten gewesen. Die Notwendigkeit einer maßvollen Beschränkung auf eine überschaubare Zahl von Beispielfällen wird nicht zuletzt dann deutlich, wenn in Kapitel 4 die Schicksale von zum Tode Verurteilten in knapper Form nacheinander abgehandelt werden.

Bei der Darstellung der Gesamttätigkeit der Stasi ist der Autor bemüht, der Komplexität der Materie gerecht zu werden. Allerdings fragt man sich etwa beim Abschnitt „Maßnahmen der Zersetzung“, der die ziel-

gerichtete seelische Zermürbung von Oppositionellen mit konspirativen Mitteln zum Gegenstand hat, ob dies noch einen Bezug zum Thema der Arbeit aufweist.

Dem Hauptteil der Arbeit ist ein Dokumentenanhang angefügt, dessen Auswahl gut gelungen ist und der den ungebildeten Text sinnvoll ergänzt. Die Arbeit ist insbesondere juristisch-handwerklich gelungen und beachtet einschlägige Literatur. Die wesentlichen Rechtsgrundlagen werden genannt und dargestellt. Es finden sich wehrverfassungsrechtliche Normierungen wie Strafbestimmungen allgemeiner, politischer und militärischer Art. Der Umfang der Recherche wird auch an den zahlreichen Verweisen deutlich – die Arbeit enthält mehr als 1000 Fußnoten. Sinnvoll ist außerdem die Einarbeitung eines Interviews mit einem Verurteilten.

Sprachlich hätte die Arbeit zum Zwecke der Veröffentlichung überarbeitet werden können. Der weitgehend formale Stil erweist sich bei der Lektüre als hinderlich, ebenso die Häufigkeit von Gliederungspunkten und die zahlreichen Absätze auf jeder Seite. Auch die Fülle von Zitaten aus Dokumenten im Fließtext hätte gestrafft oder in die Anlage verwiesen werden können. Gleiches gilt für biografische Daten, die sich nicht nur im Anhang finden, sondern auch im Haupttext und in den Fußnoten. Wegen der starken Einbindung von Archivalien gerät der Autor dann auch hin und wieder in den Sog der Materialien und übernimmt deren Sprache. Eine knappere Wiedergabe durch Nutzung indirekter Rede hätte eine Quellendistanz zum Ausdruck bringen und Platz sparen können.

Peter Kalmbach